



UvA-DARE (Digital Academic Repository)

Pathographie der Tropen : Literatur, Medizin und Kolonialismus um 1900

Besser, S.

[Link to publication](#)

Citation for published version (APA):

Besser, S. (2009). Pathographie der Tropen : Literatur, Medizin und Kolonialismus um 1900.

General rights

It is not permitted to download or to forward/distribute the text or part of it without the consent of the author(s) and/or copyright holder(s), other than for strictly personal, individual use, unless the work is under an open content license (like Creative Commons).

Disclaimer/Complaints regulations

If you believe that digital publication of certain material infringes any of your rights or (privacy) interests, please let the Library know, stating your reasons. In case of a legitimate complaint, the Library will make the material inaccessible and/or remove it from the website. Please Ask the Library: <https://uba.uva.nl/en/contact>, or a letter to: Library of the University of Amsterdam, Secretariat, Singel 425, 1012 WP Amsterdam, The Netherlands. You will be contacted as soon as possible.

In Anführungszeichen

Der „Tropenkoller“ im kolonialen Wissen des Kaiserreichs

Paradoxically, quotation marks can convey both absolute authenticity and veracity, on the one hand, and suspected inauthenticity, irony or doubt, on the other. (Majorie Garber)

Es ist nicht übertrieben, den „Tropenkoller“ als ein, ja das Metasyndrom des deutschen Kolonialismus zu bezeichnen. Nach seiner Erfindung in der ersten Hälfte der 1890er Jahre erreichte dieser Begriff innerhalb kurzer Zeit eine außergewöhnliche kulturelle Verbreitung, die ihm noch heute einen Platz in den meisten deutschen Lexika und Wörterbüchern sichert. Der „Tropenkoller“ wurde zunächst zu einem Schlagwort in der politischen Debatte um die „Kolonialskandale“ und schon 1896 erstmals Thema und Titelbegriff eines Kolonialromans, Frieda von Bülow's *Tropenkoller. Eine Episode aus dem deutschen Kolonialleben*. Wenig später tauchte der Begriff dann auch regelmäßig in medizinischen Texten verschiedener Fachdisziplinen auf, in der Tropenmedizin, Psychiatrie, Tropenhygiene und, wie bereits gesehen, in der Sexualwissenschaft. Auch die deutsche Kulturgeschichtsschreibung nahm sich des „Tropenkoller“ schon früh an und zwar in Gestalt des Leipziger Historikers Karl Lamprecht, der das Phänomen 1903 in seinen zeitgeschichtlichen Studien zu *Deutschlands jüngster Vergangenheit* erörterte. Offensichtlich brachte der neue Begriff auf treffende und zugleich hoch ambivalente Weise ein zeitgenössisches Benennungsbedürfnis auf den Punkt.

Gerade seine große interdiskursive Popularität und Verbreitung machen den „Tropenkoller“ aber auch zu einem durchaus problematischen Gegenstand der diskurshistorischen und wissenspoetischen Analyse. Von Beginn an nämlich war der „Tropenkoller“ ein Begriff in Anführungszeichen, der so gut wie nie jenen Status linguistischer Transparenz erreichte, in dem die Wörter mit den Dingen identisch zu sein scheinen. Wäre sie möglich, so würde eine statistische Auswertung aller politischen, journalistischen, medizinischen, hygienischen und literarischen Texte, in denen um 1900 vom „Tropenkoller“ die Rede war, sehr wahrscheinlich erweisen, dass der Begriff insgesamt weitaus häufiger in Anführungszeichen gebraucht wurde als ohne schriftliche oder gestische Markierungen seiner eigenen Begrifflichkeit. Ein diskurshistorischer Positivismus, der sich ausschließlich für die Verbreitungsmuster und diskursiven Funktionen von Begriffen interessiert, gerät schon aus diesem Grund beim „Tropenkoller“ in Schwierigkeiten. Denn wie soll man wissensarchäologisch mit einem Begriff umgehen, der, um eine kulturhermeneutische Metapher zu gebrauchen, selbst unaufhörlich zu „zwickern“¹ und auf seine eigene Unaufrichtigkeit hinzuweisen scheint? Wie lassen sich Fragen der Bedeutens ignorieren bei einem Ausdruck, dem diese bereits in die Materialität des Signifikanten selbst eingeschrieben sind – in Gestalt seiner ebenso unscheinbaren wie vieldeutigen und fast allgegenwärtigen Anführungszeichen?

¹ Clifford Geertz bezieht sich in seinem berühmten Aufsatz zur „Dichten Beschreibung“ auf ein Beispiel des Sprachphilosophen Gilbert Ryle, um die Vielzahl der möglichen Bedeutungsebenen in der Kommunikationssituation des Zwinkerns zu erläutern (Geertz, *Interpretation of Cultures*, S. 5-7).

Aus eben diesem Grund seiner grundlegenden Uneigentlichkeit sind aber auch alle Interpretationen des „Tropenkoller“ problematisch, die ihn als realhistorisches Phänomen und Ausdruck einer besonderen Gewaltförmigkeit gerade des deutschen Kolonialismus betrachten. So hat Thomas Schwarz in einem wichtigen Aufsatz zur Psychopathologie des kolonialen Begehrens in Deutschland die These formuliert, der „Tropenkoller“ sei nicht nur ein „literarisches Konstrukt“ gewesen, sondern habe sich auch tatsächlich in den Körpern der deutschen Kolonialherren „eingenistet“ und sei dann 1904/05 im Völkermord an den Herero eskaliert.² Schwarz knüpft mit dieser Formulierung kritisch an die These Russell Bermans an, dass der deutsche Kolonialdiskurs gerade durch eine besondere Offenheit und Identifikation mit der kolonisierten Bevölkerung und vielfältige Phänomene der Vermischung gekennzeichnet gewesen sei.³ Schwarz kehrt diese Behauptung gleichsam um und formuliert eine eher düstere koloniale Sonderweg-These: Offenbar sei der schwärmerische deutsche Exotismus des 19. Jahrhunderts in der kolonialen Praxis in sein Gegenteil umgeschlagen und zu einem besonders gewaltsamen kolonialen Begehren „mutiert“⁴. In dieser mentalitätshistorischen Lesart des „Tropenkoller“, der zu einem Begriff der Analyse selbst wird, verschwinden gerade die hartnäckigen Anführungszeichen, ohne die der „Tropenkoller“ um 1900 kaum je anzutreffen war.

Nun scheint diese dauernde Anführung des „Tropenkoller“ an sich nicht besonders rätselhaft oder schwer zu erklären. Schließlich handelte es sich bei diesem Syndrom, im Unterschied etwa zu der kulturell wohl noch folgenreicheren „Hysterie“, nicht um eine medizinisch autorisierte und damit als tatsächlich existent zu betrachtende ‚Krankheit‘. Der Wissenschaftshistoriker Charles E. Rosenberg hat in einem programmatischen Aufsatz zum kulturellen *framing* von Krankheiten einmal festgestellt, dass diese als soziale Phänomene nur dann existierten, „wenn man sich darüber einig ist, dass sie existieren – wenn sie einen Namen erhalten“.⁵ Diese Bemerkung bringt wie selbstverständlich zwei unterschiedliche Kriterien zusammen, die beim „Tropenkoller“ gerade nicht zugleich gegeben waren: Dem weit verbreiteten Namen entsprach kein wissenschaftlicher, sozialer oder kultureller Konsens über den medizinischen Status und die Definition des Syndroms. Gerade aufgrund dieser Undeutlichkeiten konnte der „Tropenkoller“ in den kolonialen Diskursen des Kaiserreiches eine Fülle unterschiedlicher Bedeutungen und diskursiver Funktionen annehmen. So stößt, wer die Gebrauchsgeschichte des Begriffes genauer untersucht, hinter der graphischen Einförmigkeit seiner Anführungszeichen des „Tropenkoller“ auf eine sehr diverse Rhetorik und Wissenspoetik der Anführung mit jeweils sehr unterschiedlichen, vom

² Schwarz, „Die Kultivierung des kolonialen Begehrens“, S. 88. Schwarz bezeichnet den Vernichtungsfeld gegen die Nama und Herero als „kollektiven Fall von Tropenkoller“ (S. 90), geht aber auch auf die Diskursivität und den Konstruktionscharakter des Syndroms ein.

³ Vgl. Berman, „Der ewige Zweite. Deutschlands sekundärer Kolonialismus“, S. 19-34 sowie ders., *Enlightenment or Empire*, S. 1-19.

⁴ Schwarz, „Die Kultivierung des kolonialen Begehrens“, S. 86. Der Historiker Michael Pesek hat jüngst die interessante Überlegung entwickelt, dass die „peripathetische“ deutsche Kolonialherrschaft in Ostafrika gerade aufgrund ihrer militärischen und infrastrukturellen Schwäche besonders gewaltsam ausgerichtet gewesen sei, um durch exzessive „Strafexpeditionen“ abschreckende Exempel zu statuieren. Diese These zur symbolischen Dimension des kolonialen Terrors ließe sich womöglich auf die deutsche Kolonialherrschaft in Afrika insgesamt ausweiten (Pesek, *Koloniale Herrschaft*, S. 191-204).

⁵ Rosenbergs Bemerkung stammt aus der Einleitung „Framing Disease: Illness, Society, and History“ des einschlägigen Sammelbandes *Framing Disease* (S. xiii).

Kontext abhängige Nuancierungen seiner Uneigentlichkeit. Wenn Anführungszeichen, wie Jacques Derrida sagt, die sichtbaren Nahtstellen der Sprache sind, die auf die unbegrenzte Zitierbarkeit und Bedeutungsfülle aller Schrift hinweisen, dann sind die Anführungsstriche des „Tropenkoller“ als Zeichen einer semantischen Drift zu sehen, die nirgends zu einem verbindlichen Stillstand kommen konnte.⁶ Das heißt freilich nicht, dass dem „Tropenkoller“ an sich schon ein besonderes dekonstruktivistisches Potential im Hinblick auf die mit seiner Hilfe formulierten Sätze, Aussagen und Behauptungen zuzuschreiben wäre: Wer einen Begriff in Anführungszeichen setzt und typographisch oder gestisch vom Rest seiner Rede abgrenzt, kann damit gerade die Ernsthaftigkeit und Wahrheit *anderer* Begriffe und Vorstellungen unterstreichen – zum Beispiel als Antwort auf die Frage, was sich hinter diesem mysteriösen „Tropenkoller“ denn nun *eigentlich* verberge und womit etwa die Gewalttaten und sexuellen „Exzesse“ deutscher Männer in der kolonialen Fremde *wirklich* zu erklären seien. Gerade seine Anführungszeichen und die ontologische Schweben, in der er von ihnen gehalten wurde, ermöglichten es dem „Tropenkoller“, die verschiedensten Eigentlichkeitseffekte und Wahrheiten zu erzeugen.

In diesem Kapitel, das den „Tropenkoller“ aus der nur scheinbar marginalen Perspektive seiner Anführungszeichen betrachtet, werde ich einige der wichtigsten Eigentlichkeitseffekte dieses Begriffes näher untersuchen. Was waren die politischen, medizinischen, ideologischen und anthropologischen Wahrheiten, die sich mit dem „Tropenkoller“ produzieren ließen? Und in welcher Weise, mit welchen Techniken des Zitierens, Anführens, Ironisierens und Bestätigens geschah dies? Die Grundüberlegung meiner Analysen ist, dass es sich beim „Tropenkoller“ tatsächlich nicht um ein realhistorisches Spezifikum und die begriffliche Materialisierung eines besonderen Gewaltförmigkeit des deutschen Kolonialismus handelte. Zweifellos gibt es gute diskurshistorische Gründe dafür, dass gerade in Deutschland um 1900 ein Begriff von solch interdisziplinärer Reichweite und Bedeutungsfülle wie der „Tropenkoller“ entstehen konnte. Die Sättigung des politischen Diskurses des wilhelminischen Kaiserreiches mit Nervositätsmetaphern zählt ebenso dazu wie eine lange Tradition der Pathologisierung kolonialer Phantasien in dem vergleichsweise spät zu eigenem Kolonialbesitz gelangten Deutschland. Dass der „Tropenkoller“ aber zu einem Phänomen von so großer interdiskursiver Reichweite werden konnte, ist in erster Linie auf eine interdisziplinäre und interdiskursive Entwicklungstendenz des kolonialen Wissens selbst zurückzuführen, also die Notwendigkeit, verschiedene Wissensgebiete im Zeichen eines kolonialen oder gerade kolonialkritischen Interesses miteinander zu verbinden.⁷ Die

⁶ Derrida, „Signature, Event, Context“, S. 12.

⁷ In der internationalen *colonial knowledge*-Debatte der letzten Jahre und Jahrzehnte geht es vor allem um die Frage, in welchem Umfang es sich bei der Bildung kolonialen Wissens in erster Linie um das Produkt eines europäischen imperialen Willens zur Macht oder um das Resultat komplexer Kollaborationen mit den Kolonisierten und deren Wissen gehandelt habe (vgl. Stoler/Cooper, „Between Metropole and Colony“; Wagoner, „Precolonial Intellectuals and the Production of Colonial Knowledge“). Mir geht es hier hingegen vor allem um eine bestimmte Entwicklungstendenz des kolonialen Wissens auf der Seite der deutschen Kolonialmacht, nämlich eine auffällige Mischung von Interdisziplinarität und neuen Formen des Expertentums. Einerseits ging vom kolonialen Ausgriff in die Fremde ein weiterer Impuls zur Spezialisierung aus, wie sie für die Wissensentwicklung moderner Gesellschaften charakteristisch ist (vgl. Stichweh, *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen*). Indem er in den überseeischen Territorien neue Forschungsgegenstände, Erkenntnisräume und Aufgabenstellungen erschloss, trug der Kolonialismus entscheidend zur Entstehung neuer Wissensbereiche und Disziplinen bei; die Formierung der Tropenmedizin ist hierfür ein gutes Beispiel. Andererseits führte der Kolonialismus als

Eigentlichkeitseffekte des „Tropenkoller“ waren Knotenpunkte bzw. Schaltstellen in einem Netzwerk des kolonialen Wissens, das sich um 1900 bildete. Ich werde sie im folgenden in ungefähr chronologischer Reihenfolge betrachten – nicht aus historistischer Akkuratessse, sondern weil es wichtig ist zu verstehen, dass der „Tropenkoller“ bereits auf dem besten Wege war, zu einem vielfach überdeterminierten Kollektivsymbol des deutschen Kolonialismus zu werden, als medizinische Autoren nach 1898 erstmals auf ihn zu sprechen kamen.

Politische Anführungen des „Tropenkoller“

Der „Tropenkoller“ ist ein gutes Beispiel dafür, dass Begriffe keinen Ursprung haben, auch wenn man Ort und Zeitpunkt ihres Entstehens relativ genau angeben kann. So wurde der deutsche Ausdruck „Tropenkoller“, den man sich gut als eine Erfindung der sprichwörtlichen Berliner Schnauze vorstellen kann, aller Wahrscheinlichkeit nach in den Jahren 1893/94 in der Hauptstadt des deutschen Kolonialreichs als Reaktion auf den Kameruner „Kolonialskandal“ um Heinrich Leist geprägt. Schon in einem der ersten europäischen Texte über die Krankheiten der heißen Länder überhaupt, Thomas Traphams *Discourse of the State of Health in the Island of Jamaica* von 1679, ist indes von cholerischen Zuständen in den Tropen die Rede. „That Choler abounds between the Tropicks“, so bemerkt Trapham, sei nicht nur vernünftigerweise anzunehmen sondern auch eine bekannte Tatsache, „for the inflaming sun must need kindle its like in the nearest Subjects.“⁸ Diese heute nicht mehr ohne Weiteres nachvollziehbare Argumentation funktioniert nach den Regeln der humoralpathologischen Temperamentenlehre: Da die Hitze der „entflammenden“ Sonne zwischen den Wendekreisen („Tropicks“) besonders groß ist, muss in diesen Breitengraden auch die Produktion der ebenfalls dem Element des Feuers zugeordneten gelben Galle ansteigen. Dies wiederum führt bei den betroffenen Individuen zu einer Verstärkung der cholerischen Neigungen und damit zu – ‘Tropenkoller’.

Tatsächlich impliziert der Gleichklang der Begriffe auch in diesem Fall keineswegs eine Kontinuität der Referenz und Bedeutung. Die epistemischen und kolonialhistorischen Bedingungen, unter denen man um 1900 in Deutschland vom „Tropenkoller“ zu sprechen begann, waren von denjenigen des Traphamschen *Discourse* grundlegend verschieden. Sie standen im Zeichen der Nervenkultur des späten 19. Jahrhunderts und eines modernen psychophysiologischen Wissen von der nervösen Reizbarkeit des menschlichen Körpers und der menschlichen Psyche. Beim „Tropenkoller“, so heißt es etwa in Otto Ladendorfs *Historischem Schlagwörterbuch* von 1906, handle es sich um ca. 1895 vermutlich in Berlin geprägtes „Witzwort“, mit dem man eine „in den Tropen nicht seltene krankhafte Reizbarkeit und Schrofheit

interdisziplinäre Praxisform aber auch zur Entstehung neuer Querverbindungen und Austauschverhältnisse zwischen den Wissensformen; die „Deutschen Kolonialkongresse“ der Jahre 1902, 1905 und 1910 mit Vorträgen von Vertretern unterschiedlichster Fachdisziplinen machen das ebenso deutlich wie die interdisziplinäre Ausrichtung einer kolonialen Bildungseinrichtung wie der 1898 eröffneten Kolonialschule in Witzenhausen (vgl. Besser, „Die Organisation des kolonialen Wissens“).

⁸ Trapham, *A Discourse on the State of Health in the Island of Jamaica* (1679), S. 84, zit. in Kupperman, „Fear of Hot Climates“, S. 214. Zu den Prinzipien der Temperamentenlehre siehe Sarasin, *Reizbare Maschinen*, S. 78.

europäischer Beamten“⁹ bezeichne. Ladendorf fügte noch hinzu, dass der Begriff seine Verbreitung auch dem 1896 erschienenen *Tropenkoller*-Roman Frieda von Bülow's verdanke und wies auf frühere „Koller“-Komposita wie etwa den „Reisekoller“ hin.¹⁰

Was die Datierung der politischen Karriere des Begriffs betrifft, lassen sich Ladendorfs Angaben noch etwas präzisieren: Seinen ersten Auftritt auf der zentralen politischen Bühne des Kaiserreichs, dem Reichstag, erlebte der „Tropenkoller“ am 16. und 17. Februar 1894 in eben jener Kolonialdebatte, in der die Sozialdemokraten auch die aus Kamerun herbeigeschafften Nilpferdpeitschen präsentierten.¹¹ Ohne dass der neue Begriff bereits im Zentrum der Auseinandersetzungen gestanden hätte, entspann sich an diesen beiden Debattentagen ein kleiner Wortwechsel verschiedener Redner über den „Tropenkoller“. Gleichsam im Mikroformat lässt sich an diesem rhetorischen Scharmützel bereits studieren, warum der „Tropenkoller“ im folgenden Jahrzehnt zu einem so hochambivalenten Kollektivsymbol der deutschen Kolonialismus werden konnte.¹² Auch der bemerkenswerte Umstand, dass ein „krankhaftes“ Phänomen zu einem „Witzwort“ (Ladendorf) werden konnte, erfährt dabei eine erste Erklärung.

Genau genommen führt die parlamentarische Begriffsgeschichte des „Tropenkoller“ zurück in die nichtöffentlichen Sitzungen der Budgetkommission des Reichstages, in der die Kolonialdebatte des 16. und 17. Februar vorbereitet worden waren. So ist den Bemerkungen verschiedener Redner in der Plenardebatte zu entnehmen, dass der neue Ausdruck bereits in diesem kleineren Kreis verschiedentlich verwendet worden war. Der Berichterstatter der Budgetkommission indes, der Zentrumsabgeordnete und spätere Vorsitzende der Deutschen Kolonial-Gesellschaft Prinz Franz von Arenberg, gebrauchte den Term „Tropenkoller“ in seinem einleitenden Referat am Morgen des ersten Debattentages nicht – fast könnte man sagen, er gebrauchte in *ausdrücklich* nicht, denn Arenberg entschied sich in seinen Ausführungen zur Tropentauglichkeit deutscher Kolonialdienststanwärter für den ähnlich klingenden Begriff des „Kollapses“. Arenberg zufolge habe man in letzter Zeit leider feststellen müssen, dass es

trotz aller Sorgfalt bisweilen vorkomme, dass Leute, die sich außerordentlich bewährt haben hier und drüben, plötzlich aus der Rolle fielen, und zwar deswegen, weil der Einfluß des Klimas auf die Nerven und die ganze Konstitution des Menschen ein so eigentümlicher und großer sei, dass nicht einmal im voraus bestimmt werden könne, ob nicht selbst bei Leuten, die man geistig für sehr begabt und für physisch sehr widerstandsfähig halte, dennoch ein Kollaps eintrete und Dinge passirten [sic], auf die man nicht gefasst gewesen.¹³

August Bebel, der Vorsitzende der Sozialdemokraten, scheint dieser Bemerkung Arenbergs aufmerksam zugehört zu haben, denn als er wenig später ans Rednerpult trat,

⁹ Ladendorf, *Historisches Schlagwörterbuch* (1906), S. 315f.

¹⁰ Ladendorf, *Historisches Schlagwörterbuch* (1906), S. 316.

¹¹ Für eine ausführliche Darstellung der politischen Debatten über die „Kolonialskandale“ siehe Schwarz, *Deutsche Kolonialpolitik am Ende des 19. Jahrhunderts*.

¹² Ich beziehe mich hier auf Jürgen Link's Definition von Kollektivsymbolen als komplexen, ikonischen und ambivalenten Sinnbildern des kulturellen Wissens, deren „kollektive Verankerung“ sich aus ihrer sozialhistorischen, politischen und epistemischen Relevanz und Mehrdeutigkeit ergibt (Link, „Literaturanalyse als Interdiskursanalyse“, S. 286 und insgesamt).

¹³ *Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages*. IX. Legislaturperiode, II. Session 1893/94, Bd. 2, Berlin 1894, S. 1286 (Debatte vom 16./17. Februar 1894). Die folgende Zitate aus dieser Debatte stammen aus diesem Band.

verschob er die Terminologie wieder vom „Kollaps“ zum „Koller“. Zugleich wechselte er vom Ton der entschuldigenden Betroffenheit in das von ihm meisterhaft beherrschte Register der beißenden Kolonialsatire. Auf den „Tropenkoller“ zu sprechen kam Bebel dabei im Zusammenhang einiger ridikulisierender Bemerkungen über den Vizegouverneur von Ostafrika von Wrochem. Dieser hatte einige Wochen zuvor in Daressalam eine selbst nach preußischen Maßstäben absurde Grußordnung erlassen, die alle nichtdeutschen Bewohner der Kolonie zum Strammstehen bei der Begrüßung des Gouverneurs verpflichtete und außerdem ein Freilaufverbot für Hunde angeordnet. Bebel gab zu bedenken, dass von einem einigermaßen „vernünftigen Manne“ solche Erlasse wohl kaum zu erwarten wären und setzte zu einer spöttischen Erklärung der Vorgänge an:

Man spricht davon – und der Herr Referent hat darauf Bezug genommen – dass es eine nicht seltene Erscheinung ist, dass die Europäer, die nach den Tropen kommen – nach allem, was ich erfahren habe, scheinen Deutsche diesem Zustande besonders ausgesetzt zu sein – ich sage: dass die nach den Tropen verpflanzten Europäer leicht am sogenannten Tropenkoller leiden.¹⁴

Das Sitzungsprotokoll notiert schon an dieser Stelle „Heiterkeit“; vielleicht hatte der Redner durch eine Hebung der Stimme, eine Geste wie den heutzutage gebräuchlichen *two finger-flex* oder ein anderes Ironiesignal erkennen lassen, dass der Begriff „Tropenkoller“ noch nicht die eigentliche Erklärung des von Wrochem zur Last gelegten kolonialen Amtsmissbrauches darstelle. Tatsächlich folgte im nächsten Satz die Pointe: Es seien wohl, so Bebel, vor allem „alkoholische Genüsse“, für die Verhaltensstörungen gerade deutscher Offiziere und Kolonialbeamten verantwortlich; Holländer, Engländer und Franzosen legten sich in dieser Hinsicht bekanntlich eine größere Zurückhaltung auf. Diese Bemerkung war auch deshalb *witzig* – ungefähr im Sinne des von Freud so klassifizierten „feindseligen“ Witzes¹⁵ – weil sie einem autoritätsfixierten kolonialen Genregroß im schnodderigen Ton der Straßensprache ein „kolleriges“ und etwas possierliches Überschnappen in der Fremde zu attestierte: Der hohe Herr hatte seine Nerven offenbar nicht ganz im Griff ... Diese lustvolle Schmähung einer militärisch-kolonialen Autoritätsperson samt ihrer sozialkritischen Codierung und dem mitklingenden Zweifel an der *Männlichkeit* des Witzopfers – Wie maskulin kann ein so labiler und großtechnischer Autoritätsprothesen bedürftiger Mann eigentlich sein? – war wiederum Reichskanzler von Caprivi nicht entgangen. In einer kurzen Replik auf Bebels Ausführungen zeigte er sich wenig später aufs „schmerzlichste berührt“, mit von Wrochem „einen ausgezeichneten Offizier der preußischen Armee [...] auf solche Weise lächerlich gemacht und *bloßgestellt* zu sehen.“¹⁶

Am folgenden Debattentag war es mit Eugen Richter, dem Fraktionsvorsitzender der Freisinnigen Partei, wiederum ein Kritiker der Regierung, der auf den „Tropenkoller“ zu sprechen kam. In seiner Abrechnung mit dem „Militarismus“ der deutschen Kolonialpolitik stellte er fest, dass der neue Ausdruck zunächst keineswegs von Vertretern der linken oder liberalen Parteien gebraucht worden sei; in den

¹⁴ *Stenographische Berichte*, S. 1293 (Debatte vom 16./17. Februar 1894).

¹⁵ Freud, *Der Witz*, S. 116f.

¹⁶ *Stenographische Berichte*, S. 1295 (Debatte vom 16./17. Februar 1894); Kursivierung SB.

nichtöffentlichen Sitzungen der Budgetkommission hätten sich vielmehr gerade die „Freunde der Kolonialpolitik“ auf den „Ausdruck vom Tropenkoller“ berufen.¹⁷ Diese Bemerkung sollte offenbar die bereits von Bebel aufs Korn genommene entschuldigende Verwendung des „Tropenkoller“. Reichskanzler von Caprivi zeigte sich erneut als aufmerksamer Zuhörer und versuchte Richters Behauptung in seinem eigenen Redebeitrag indirekt zu entkräften. Er tat dies im Zusammenhang seiner Ausführungen zur Schwierigkeit, ältere, erfahrene und womöglich auch verheiratete Beamte und Offiziere für den Dienst in den Tropen zu gewinnen – mit den entsprechenden Folgen für das „sittliche Niveau“ des Koloniallebens:

Wir haben zur Zeit in Ostafrika 5 oder 6 Frauen; und bei der Auswahl der Offiziere, die nach Ostafrika geschickt werden, ist es für mich ein wesentliches Motiv gewesen, wenn die Herren verheiratet waren und geneigt, ihre Frauen mit hinüberzunehmen. Denn es ist ja natürlich, dass, wenn draussen nur Kolonien von Männern existieren, und wenn diese auch noch so gebildet sind – wenn ich auch dem „Tropenkoller“ keine Wirkung zuschreiben will –, doch nach und nach das gesellschaftliche und vielleicht auch das sittliche Niveau heruntergeht, wenn solche Männer den Verkehr mit Frauen entbehren.¹⁸

Gegen Ende des zweiten Debattentages meldete sich noch der Abgeordnete Johann Georg von Ehni von der konservativen Deutschen Volkspartei mit einer Bemerkung zum „Tropenkoller“ zu Wort. Im Unterschied zum Reichskanzler insistierte er auf der tatsächlichen Existenz des in tropischen Kolonialgebieten nur allzu bekannten Syndroms:

Meine Herren, wer im heißen Klima unter den Tropen gelebt hat, lernt genau das kennen, was das Sprichwort meint, wenn es sagt: man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. Ein zerstörender Einfluss nicht nur auf den physischen Teil, auf den Körper, er ist es auch auf den Geist und bis zu einem gewissen Grad auch auf die Moral. Meine Herren, diese Erscheinungen sind so allgemeiner Natur, und wer mit den Verhältnissen vertraut ist, wird darin gar nichts auffälliges finden, sondern etwas, das in allen Tropenländern und bei allen Eingewanderten, seien es Engländer, Franzosen, oder irgend welcher Nationalität, zu konstatieren und festzustellen ist.¹⁹

Der „Tropenkoller“ war für Ehni ausdrücklich kein Phantasiegebilde oder ein Entschuldigung sondern eine wirkliche „Krankheit“²⁰, nur zu heilen durch eine rasche Rückkehr der Patienten in kühlere Regionen.

Die verschiedenen kolonialpolitischen Themen, die in diesem kleinen Wortwechsel anklingen, sollten in den folgenden Jahren immer wieder und noch viel ausführlicher im Namen des „Tropenkoller“ diskutiert werden: der Einfluss des Tropenklimas auf die Nerven, das Problem des Alkoholismus und Drogenkonsums in den Kolonien, die Schwierigkeiten bei der Auswahl geeigneter Kandidaten für den Kolonialdienst sowie die Annahme, dass die Anwesenheit deutscher Frauen einen zivilisierenden Einfluss auf die in die Kolonien entsandten Männer habe.²¹ Indem er von

¹⁷ *Stenographische Berichte*, S. 1301 (Debatte vom 16./17. Februar 1894).

¹⁸ *Stenographische Berichte*, S. 1305 (Debatte vom 16./17. Februar 1894).

¹⁹ *Stenographische Berichte*, S. 1315 (Debatte vom 16./17. Februar 1894, fehlerhafte Grammatik im Original).

²⁰ *Stenographische Berichte*, S. 1315.

²¹ Einschlägig zum Topos der ‚zivilisierenden‘ Wirkung weißer Frauen auf europäische Männer in den Kolonien ist das Kapitel „Imperialist Man, Civilizing Woman, and the European Male Masochist“ in John Noyes’ *Mastery of Submission*, S. 105-139.

einem ‘natürlicherweise’ zurückgehenden Sittlichkeitsniveau der männlichen Kolonisten sprach, formulierte der Reichskanzler en passant eine der wichtigsten Selbstverständlichkeiten der „Tropenkoller“-Diskurse der Jahrhundertwende überhaupt, das zeitgenössisch fast transparente Wissen nämlich, dass ausschließlich *weiße Männer* von diesem Syndrom befallen werden konnten.

Mindestens ebenso signifikant wie die thematische Fülle des kleinen „Tropenkoller“-Wortwechsels ist allerdings der Umstand, dass mit einer Ausnahme alle Redner den Begriff nur mit Gesten der Distanzierung und Anführung gebrauchten. Tatsächlich war die politische Debatte über das Syndrom von Anfang an eine Debatte auf zwei verschiedenen Ebenen, einer inhaltlichen und einer performativen, wobei auf letzterer die Art und Weise des Begriffsgebrauchs selbst bedeutungstragend wurde. Eine wichtige Möglichkeitsbedingung dieser zweiten Ebene waren gerade das Fehlen einer medizinisch auch nur halbwegs verbindlichen Definition des „Tropenkoller“ und seine bekanntermaßen umgangssprachliche Herkunft. Der Begriff konnotierte zwar vage medizinisches Wissen, stellte dessen Authentizität aber zugleich auch selbst infrage. Dies machte rhetorische Manöver wie dasjenige Bebels möglich, der ironisch vom „sogenannten Tropenkoller“ sprach und damit implizierte, dass zuvor jemand diesen „so genannt“ haben musste – jene „Freunde der Kolonialpolitik“ nämlich, denen auch Eugen Richter die politische Erstverwendung des „Tropenkoller“ zuschreiben wollte. Die Anführungszeichen des Begriffes waren in diesen Fällen ihm nicht nur „*quotation*“ sondern, um einen passenden Ausdruck Majorie Garbers zu gebrauchen, auch „*protestation marks*“²². Im Sinne einer begriffsanalytischen Beweisführung zitierten die Sprecher den „Tropenkoller“ als linguistisches Beweisstück einer verfehlten und verlogenen Kolonialpolitik herbei, deren Vertreter auf pseudowissenschaftliche Erklärungen für tatsächlich nicht vom Klima verursachte Verhaltensstörungen zurückgriffen. Tatsächlich war diese Form der Uneigentlichkeit des „Tropenkoller“, das unterstellte Zitat, die wohl geläufigste im politischen Diskurs der Jahrhundertwende überhaupt. Liberale und sozialdemokratische Kritiker des Kolonialismus sprachen regelmäßig davon, dass ihre politischen Gegner den „mystischen Begriff ‘Tropenkoller’“ zur Entschuldigung von Kolonialverbrechen heranzögen und sich auf ein „medizinisch unbekanntes“²³ Phänomen beriefen. In charakteristisch ironischem Tonfall erklärte etwa der liberale Publizist H. Dohrn 1896, die diversen „Kolonialskandale“ erzeugten bei den verantwortlichen Stellen „schon das Bedürfnis, den Helden des Dramas zu entschuldigen“; um dies zu ermöglichen, träte „als neues Moment der Tropenkoller als besondere Krankheit in Erscheinung.“²⁴ Tatsächlich handelt es sich bei dieser Behauptung um eine grobe Übertreibung, denn nur wenige Verteidiger der Regierungspolitik oder kolonialer Straftäter führten wie Ehni auch wirklich den „Tropenkoller“ als mögliche Ursache sittlich bedenklicher und strafbarer Handlungen an. Viel eher griff man auf den medizinisch legitimierten Jargon der ‘Nerven’ zurück, den etwa auch Heinrich Leist bemühte, als er in seiner Verteidigungsschrift erklärte, man komme „unter der Tropensonne leicht zu Handlungen“, die man in der Heimat unterlässt: „Die Blutbeschaffenheit verschlechtert sich, die Widerstandsfähigkeit nimmt täglich ab

²² Garber, *Quotation Marks*, S. 11.

²³ *Vorwärts*, 29.12.1899

²⁴ Dohrn, „Tropenkoller“, S. 261

und bei allen Europäern macht sich eine gesteigerte Erregbarkeit des Nervensystems geltend, die sich bei dem Einen in Zornesausbrüchen, bei dem Anderen in geschlechtlichen Anfechtungen äußert.“²⁵ Reichskanzler von Caprivi scheint sich der performativen Dimension des Begriffsgebrauchs vollauf bewusst gewesen zu sein, als er öffentlich erklärte, dem „Tropenkoller“ keine „Wirkung zuschreiben“ zu wollen. Mit dieser Bemerkung machte der Reichskanzler in einer kolonialpolitisch hochprekären Frage gerade den Sprechakt der expliziten Verweigerung eines Sprechaktes bedeutungstragend. Zugleich hielt er dabei durchaus die Möglichkeit offen, dass der „Tropenkoller“ tatsächlich existiere, schließlich bezog sich seine Aussage nur darauf, welche Faktoren er in seiner politischen Rolle zur Erklärung der Phänomene in Anspruch nehmen wolle. Und wer war der Reichskanzler, um im deutschen Parlament eigentlich doch wohl medizinische Fragen zu diskutieren und zu entscheiden?

Pathologien des Kolonialismus

In seinen Studien zur Mentalitätsgeschichte der Nervosität im deutschen Kaiserreich hat Joachim Radkau die These aufgestellt, dass es in den Jahrzehnten um 1900 unter dem Einfluss von Neurastheniediskursen zu einer „Medikalisierung der Politik“²⁶ gekommen sei, auch und gerade auf dem Feld der Kolonialpolitik. In der politischen Öffentlichkeit sprach von der „nervösen“ Weltpolitik Wilhelm II., der selbst als Neurastheniker galt²⁷, imaginierte den Erwerb und Ausbau eines eigenen Kolonialreiches Radkau zufolge aber auch als Beitrag zur Gesundung und Kräftigung des deutschen Volkes und Nationalstaats gegen degenerative Tendenzen.²⁸ Eine solche Medikalisierung der Politik lässt sich auch im Fall der politischen „Tropenkoller“-Debatten beobachten, allerdings nicht im Sinne einer einfachen Vermischung oder Konvergenz von Medizin und Politik. Denn konnte der „Tropenkoller“ selbst kaum als medizinisch anerkanntes Phänomen gelten, so blieben die Objektbereiche und Wahrheitsmodi des politischen und medizinischen Redens durchaus weitgehend getrennt und die Grenzen zwischen ihnen prinzipiell auch akzeptiert. In den Debatten über „Tropenkoller“ betrachtete sich der politische Diskurs des Kaiserreiches gleichsam in seiner *Differenz* zum medizinischen Wissen und entwickelte Strategien zu einer Vereigentlichung des „Tropenkoller“ in einem Bereich, der noch dem eigenen Kompetenzgebiet zugerechnet werden konnte, nämlich demjenigen der sozialen und politischen Pathologien des Kolonialismus.

Grob schematisierend lassen sich dabei vor allem drei verschiedene Formen einer nicht-medizinischen Vereigentlichung des „Tropenkoller“ kontrastieren – wobei das Charakteristische an ihnen gerade war, dass sie sich alle im Namen des „Tropenkoller“ überschneiden und deshalb nicht säuberlich voneinander zu trennen sind. Im Mittelpunkt einer ersten Strategie zu sagen, was der „Tropenkoller“ wirklich sei, stand die historische Normalisierung des Phänomens als einer Art Übergangs- oder Entwicklungsphase im Leben aller Kolonialnationen, also keineswegs nur der deutschen. Eine solche Interpretation schlug der Leipziger Kulturhistoriker Karl Lamprecht in seinen *Studien zur*

²⁵ Leist, „Der Fall Leist“, S. 271.

²⁶ Radkau, *Zeitalter der Nervosität*, S. 380.

²⁷ Radkau, „Die wilhelminische Ära als nervöses Zeitalter“, S. 238.

²⁸ Radkau, *Zeitalter der Nervosität*, S. 375-388.

jüngsten deutschen Vergangenheit aus dem Jahr 1903 vor, in denen er das Phänomen zu einer „Kinderkrankheit“ der deutschen Expansion erklärte. Lamprecht argumentierte, dass die Übersee-Deutschen unter dem Einfluss der primitiveren Lebensverhältnisse in den Kolonien eine durchaus positive und erfrischende „Umbildung ihres Charakters“ nach „gesunderen Voraussetzungen“ erführen. Der „Tropenkoller“, von Lamprecht bereits als ein Ereignis der jüngsten Vergangenheit in den genommen, sei eine bedauerliche Begleiterscheinung dieses Umbildungsprozesses gewesen und aufgetreten bei jener Minderheit der Kolonisten, die der „berauschenden Wirkung des Willkürlebens“ erlagen.²⁹ Durchaus ähnlich fiel die Analyse des Nervenarztes und Publizisten Willy Hellpach aus dem Jahr 1911 aus, einer von wenigen Autoren übrigens, der sich zu dem Thema aus der Position einer medizinisch-politischen Doppelkompetenz äußern konnte. In seiner Studie *Die geopsychischen Erscheinungen*, die Wetter, Klima und Landschaft als Faktoren der Sozialpsychologie untersuchte, beschrieb Hellpach den „Tropenkoller“ als eine „klassische Begleiterscheinung jeder jungen Kolonialherrschaft“, die zum Beispiel auch in den britischen und spanischen Kolonialgebieten aufgetreten sei. An hauptsächlich klimatisch verursachte Psychosen und Verhaltensstörungen wollte Hellpach nicht glauben.³⁰ Stattdessen betrachtete er den „Tropenkoller“ als „pathologische Vergrößerung von Charaktereigenschaften“³¹ und schrieb ihm einen besonderen Klassencharakter zu: Das Syndrom werde „in dem Maße seltener, wie die Kolonisatoren sich mit den Lebensbedingungen des neuen Klimas vertraut machen, wie die koloniale Verwaltung in die Hände der Elite des herrschenden Volkes übergeht und das Abenteuer- und Tunichtguttum zurücktritt.“³² Auch im Diskurs der Tropenmedizin war diese Vorstellungsfigur des „Tropenkoller“ als eine Kinder- oder Jugendkrankheit des deutschen Kolonialismus vertreten. Der Medizinalreferent im Oberkommando der Schutztruppen Paul Kohlstock etwa riet noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Personen mit mangelhafter Selbstzucht aus „unseren jungen, noch in Gärung befindlichen Kolonien“ fernzuhalten: „Selbst auf die Gefahr hin, dass einige dieser jungen Leute dem Deutschtum verloren gehen könnten, empfiehlt es sich, sie in alte, gefestigte, englische oder südamerikanische Kolonien zu schicken.“³³

In einem zweiten Eigentlichkeitsspiel wurde der „Tropenkoller“ gerade nicht als historisches Übergangsphänomen sondern als Ausdruck einer grausamen und womöglich psychopathologischen Disposition des Kolonialismus im Allgemeinen gesehen. So bezeichnete der Sozialist und spätere Mitbegründer des Spartakusbundes Karl Liebknecht

²⁹ Lamprecht, *Zur jüngsten deutschen Vergangenheit* (1903), S. 609. Die Passage lautet in Gänze: „Aber nicht wenige von [den Deutschen in Übersee] leben nicht in den Schranken und im Gängelbände der hohen Kultur der Heimat; in ursprünglichere Verhältnisse gestellt, erleiden sie eine Neubildung des Charakters gemäß deren häufig gesunderen Verhältnissen. Man weiß, wie diese Freiheit des Auslandes für gar manchen Deutschen die berauschte Wirkung des Willkürlebens gehabt hat; der Tropenkoller wird immer als einer der merkwürdigsten Kinderkrankheiten der deutschen Expansion betrachtet werden.“ Schon Thomas Schwarz hat auf diese Textpassage bei Lamprecht hingewiesen und konstatiert, dass der Autor hier den Tropenkoller zu einem „pathologischen und spezifisch deutschen Symptom“ stilisiere (Schwarz, „Die Erziehung des kolonialen Begehrens“, S. 87). Man kann dem entgegenhalten, dass das entwicklungstypologische Schema von Lamprechts Argumentation der „Tropenkoller“ gerade nicht als „typisch deutsch“ erscheinen lässt.

³⁰ Hellpach, *Die geopsychischen Erscheinungen* (1911), S. 165-167.

³¹ Hellpach, *Die geopsychischen Erscheinungen*, S. 172.

³² Hellpach, *Die geopsychischen Erscheinungen*, S. 164.

³³ Kohlstock, „Erfordernisse in gesundheitlicher Hinsicht für Aufenthalt und Tätigkeit in den Tropen“ (1907), S. 136

in seiner Schrift *Militarismus und Antimilitarismus* von 1907 die Kolonialarmeen als das „bestialischste, abscheulichste“ Werkzeug der kapitalistischen Staaten überhaupt und erklärte, es gäbe kaum „ein Verbrechen, dass der Kolonialmilitarismus und der in ihm geradezu gezüchtete Tropenkoller nicht gezeitigt hätten.“ Straftäter wie Leist, Peters und Arenberg seien „die Früchte, an denen man das Wesen der Kolonialpolitik erkennt.“³⁴ Dass sich beim „Tropenkoller“ um eine besonders abstoßende ‘Ausgeburt’ des europäischen Kolonialismus handle, war auch die Pointe zahlreicher um die Jahrhundertwende im *Vorwärts* erschienener Artikel. Die Autoren sprachen dort etwa vom „Tropenkoller“ deutscher Kolonisten in Südwest-Afrika als Ursache des Herero-Aufstands und der kolonialen Prügelstrafe als „kodifiziertem Tropenkoller“.³⁵ Eine Glosse über den ‘Fall Arenberg’ aus dem Dezember 1899 war treffend mit dem Titel „Europakoller“ überschrieben und argumentierte, dass die Kolonialpolitik insgesamt die „ziemlich brutalste Form der kapitalistischen Ausbeutung“ sei; mit den „Tropen“ an sich hätten gewalttätige Übergriffe schlicht gar nichts zu tun.³⁶ Aus Perspektive dieser Rhetorik des ‘Auswuchses’ lag das Krankhafte des „Tropenkoller“ in der Pathologie und Dekadenz des kapitalistischen Systems selbst.

Am weitesten verbreitet war im politischen Diskurs des Kaiserreiches aber war wohl eine dritte Vereinglichung des „Tropenkoller“, die an eine längere Tradition der Pathologisierung kolonialer Phantasien in Deutschland anknüpfte und in der dieser gerade als Phänomen einer eigenen Psychopathologie des wilhelminischen Kolonialismus figurierte entwarf und. Wie Susanne Zantop in ihrer grundlegenden Studie über *Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland* herausgearbeitet hat, ging dem tatsächlichen Erwerb überseeischer Besitzungen in der deutschen Literatur- und Kulturgeschichte eine lange Phase der kolonialen Träumereien, Planspiele und Visionen voraus. Als Elemente eines nationalen „politischen Unbewussten“³⁷, so Zantop, waren diese Kolonialphantasien ein integraler Bestandteil des deutschen kolonialen Projektes selbst und dienten als „Handlungersatz“ und „imaginärer Testort für koloniale Unternehmungen“³⁸. Im Anschluss an die These Zantops haben Birthe Kundrus und andere argumentiert, dass der „phantasmagorische“³⁹ Charakter des deutschen Kolonialismus auch nach 1885 nicht an Bedeutung verloren habe, sondern noch an Intensität gewann: Das „koloniale Imaginarium“⁴⁰ mit seinen Topoi von Eroberung, Erotik und Abenteuer und den Versprechen deutscher Weltgeltung und nationaler Einigung durch das imperiale Projekt sei ein wichtiges Antriebsmoment des deutschen Kolonialismus auch zur Zeit seiner realen Existenz gewesen. Der ökonomische Nutzen

³⁴ Liebknecht, „Militarismus und Antimilitarismus“ (1907), S. 272f.

³⁵ „Patriotischer Tropenkoller“, in: *Vorwärts*, 18.3.1904, S. 1; „Mit Bambusrohr und Nilpferdpeitsche“, in: *Vorwärts* 19.12.1897, S. 1.

³⁶ „Europakoller“, in: *Vorwärts* 29.12.1899, S. 1.

³⁷ Zantop, *Kolonialphantasien*, S. 12.

³⁸ Zantop, *Kolonialphantasien*, S. 16.

³⁹ Kundrus, „Die Kolonien – „Kinder des Gefühls und der Phantasie“, S. 7. Die „Bedeutung von Phantasien als wichtiges und lange Zeit unterschätztes Antriebsmoment in der kolonialen Bemächtigungsgeschichte hervorzuheben“ (S. 8) ist das Ziel der Beiträge des von Kundrus herausgegebenen Sammelbandes *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*.

⁴⁰ Ich übernehme diesen Begriff aus Klaus Scherpes Analyse von August Bebel's rhetorischer Demontage Peters' im Reichstag, die gerade deshalb erfolgreich gewesen sei, weil sie sich selbst gängiger Topoi des Kolonialdiskurses bedient habe, anstatt auf ermüdenden Faktentreue zu setzen (Scherpe, „Massaker und Maskerade“, S. 83.)

der deutschen Kolonien mochte durchaus zweifelhaft sein und die außenpolitischen und auch medizinischen Argumente gegen ein deutsches Engagement in Afrika schwer wiegen. Sie schienen jedoch, so Kundrus, regelmäßig zu verblassen gegenüber dem Gefühls- und Sensationswert des Kolonialen als Projektionsfläche persönlicher und kollektiver Wunschvorstellungen und Phantasien – oft zur regelrechten Verzweiflung der Kolonialkritiker, die die Haltlosigkeit dieser Vorstellungen zu erweisen suchten.

Allerdings bot gerade der phantasmagorische Charakter des deutschen Kolonialismus auch seiner pathologisierenden Kritik gewisse Ansatzpunkte. So griffen Kritiker des kolonialen Projekts schon in den 1880er Jahren regelmäßig auf Metaphern des Fiebers, des Irrsinns oder der politischen Träumerei zurück, um den deutschen Kolonialismus als einen realitätsfernen Illusionskomplex erscheinen zu lassen. Der nationalliberale Finanzpolitiker und Bankier Ludwig Bamberger zum Beispiel gebrauchte die Begriffe der „Kolonialmanie“ und der „Kolonialschwärmerei“, um die ökonomische Widersinnigkeit und den irrationalen Traumcharakter des Kolonialismus zu unterstreichen.⁴¹ In den 1890er Jahre wurde die Rede vom „Kolonialfieber“ geläufig, die in Dietrich Hafners satirischem Theaterstück *Kolonialkrank* (1899) als Leitmetapher diente.⁴² Auf diesen Begriff spielte auch Reichskanzler von Caprivi, selbst als relativer Kolonialskeptiker bekannt, in der Februardebatte des Jahres 1894 im Reichstag an, als er eingestand, er werde es nie zu einem solchen „Grad von Wärme“ für die koloniale Sache bringen, „dass ich den Wunsch haben könnte, ganz Afrika in deutschen Besitz zu bringen, selbst wenn ich mich im Zustand der Fieberhitze befände.“⁴³ Das Motiv einer fiebrigen Infektion klang auch in der Warnung des liberalen Publizisten Franz Giesebrecht an, der zu bedenken gab, dass eine „leicht entzündliche, lebhafte Phantasie“ gerne koloniale „Luftschlösser“ baue.⁴⁴ Einen Superlativ der antikolonialen Fiebertretik schließlich stellt die 1893 erschienene Schrift *Das Paraguayfieber. Eine kolonial-pathologisch-satirisch-kritische Abhandlung* des Publizisten C.F.E. Schultze dar. Der Autor rechnete darin mit den betrügerischen Machenschaften verschiedener kolonialer Siedlungsunternehmungen ab, insbesondere der „Südamerikanischen Kolonisations-Gesellschaft“ von Friedrich Nietzsches Schwager Bernhard Förster. Freimütig bekannte Schultze in seiner Schrift, wie schwierig es sei, die Propagandisten kolonialer Unternehmungen rhetorisch aus dem Feld zu schlagen; das Publikum verlange nun einmal nach kolonialem Phrasenschwulst und abenteuerlichen Geschichten über „Kriegstänze der Eingeborenen, Tigerjagden, Krokodilfang und derartige Allotria.“⁴⁵ Bleischwere Statistiken und ökonomische Vernunft wüssten sich gegen solche Phantasien kaum je durchzusetzen. Aus eben diesem Grund hatte Schultze seinen eigenen Text satirisch zu einer Analyse des „Kolonialfiebers, FIEBRIS COMMUNALIS COMMUNIS“ ausstaffiert: Konsequenter einer medizinischen Metaphorik folgend, sprach er von den „Infektionsherden“ des Paraguayfiebers in den kolonialen Interesseverbänden und seiner „seuchenartigen Verbreitung“ in Deutschland, „vom Schönfärbereibacillus“, der sich in

⁴¹ Ladendorf, *Historisches Schlagwörterbuch*, S. 173. Vgl. Schwarz, „Die Kultivierung des kolonialen Begehrens“, S. 86.

⁴² Vgl. etwa das kolonialsatirische Theaterstück *Kolonialkrank* (1899) von Dietrich Hafner, S. 6. Näheres zu diesem Stück im ersten Abschnitt des 9. Kapitels.

⁴³ *Stenographische Berichte*, S. 1304 (Debatte vom 16./17. Februar 1894).

⁴⁴ Giesebrecht, „Koloniale Spekulationen“ (1895), S. 1085.

⁴⁵ Schultze, *Das Paraguayfieber. Eine kolonial-pathologisch-satirisch-kritische Abhandlung* (1893), S. 21.

den Publikationen der Kolonialpropagandisten ausbreite und den besinnungslosen „Kolonialtaumel“ in der deutschen Öffentlichkeit erzeuge.⁴⁶

Mit dem „Tropenkoller“ nun erschloss sich um 1900 der politischen Pathologisierung des Kolonialismus um eine ganz neue Dimension, die über das bloß Metaphorische hinausreichte. Am Beispiel und im Namen des „Tropenkoller“ nämlich ließ sich demonstrieren, dass ein direkter Zusammenhang zwischen den kolonialen Phantasmen und Vergehen von Einzelpersonen und dem irrationalen Charakter des Kolonialismus und dem imperialen Größenwahn des Kaiserreichs insgesamt bestand. Ein paradigmatische Beispiel dieser Vereigentlichung des „Tropenkoller“ war der Fall des deutschen Mächtegern-Konquistadors und „Abenteuerhelden“⁴⁷ in Ostafrika, Carl Peters. Schon in zeitgenössischen biographischen Skizzen wurde Peters regelmäßig eine das Pathologische streifende „Phantasie“ unterstellt.⁴⁸ Und durchaus schon zeitgenössisch auch wurde festgestellt, dass Peters manischer und träumerisch-aggressiver Charakter als Äußerungsform einer größenwahnsinnigen und gewalttätigen Disposition des deutschen Kolonialismus insgesamt verstanden werden könne, nicht nur als Psychopathologie eines geistig mehr oder weniger gestörten Individuums. In Texten wie Giesebrechts Charakterstudie von Peters zeichnete sich eine „allegorische“⁴⁹ Lesart des „Tropenkoller“ ab, die individual-, national- und kolonialpsychologische Elemente miteinander verband und deshalb wohl auch suggestiver und wirkungsmächtiger war, als die „Kolonialfieber“-Metaphern des vorangegangenen Jahrzehnts.

Ein aufschlußreiches Beispiel einer solcher Lesart stellt ein Redebeitrag des linksliberalen Abgeordneten Theodor Barth (Freisinn) im März 1896 in der großen Parlamentsdebatte über den Fall Peters dar. Barth unternahm darin eine psychopolitische Analyse von „Tropenkoller“ und „kolonialem Größenwahn“, die nicht zufällig um den der Begriff der „Phantasie“ kreiste. Die große Mehrzahl der jungen Offiziere und Beamten, so Barth, gingen mit völlig falschen, nämlich zu „romantischen“ Vorstellungen vom Kolonialdienst nach Afrika. Was sie triebe, seien Träume von abenteuerlichen Löwen- und Nashornjagden und andere „Illusionen“, nicht eine realistische Einschätzung in künftigen Tätigkeit. Der prosaische und monotone Kolonialalltag desillusioniere diese Männer dann so sehr, dass sie, „psychologisch einigermaßen begreiflich“, Ablenkung in der brutalen Ausübung ihrer Macht gegenüber den Eingeborenen suchten. Diese Beamten, so Barth, hätten ihre „ganze Phantasie erfüllt von großen Taten, die sie dort verrichten wollen; der gewöhnliche Kolonialdienst behagt ihnen vielfach nicht, und so

⁴⁶ Schultze, *Paraguayfieber*, S. 5, 1, 6, 11.

⁴⁷ Scherpe, „Massaker und Maskerade“, S. 83.

⁴⁸ In seiner Charakterskizze Peters' stellt Giesebrecht fest, dieser besitze eine „lebhaft, fast künstlerische Phantasie“ und eine „mystische Ader“ (*Der Fall Peters*, S. 76). Von dem „Phantasten“ Peters sprach auch Heinrich Schnee, letzter deutscher Gouverneur in Ostafrika und Herausgeber des *Deutschen Kolonial-Lexikon*. Er bescheinigte Peters eine unter Alkoholeinfluss oft „abseits vom Normalen“ verlaufende Geistestätigkeit und zitierte Freunde Peters' mit der Bemerkung, dieser habe eine „außerordentlich starke Phantasie besessen“ (Schnee, *Als letzter Gouverneur in Deutsch-Ostafrika*, S. 68, 73). Christian Geulen hat ausgehend vom Fall Carl Peters unlängst vorgeschlagen, dass Manische als ein „Strukturelement imperialer Phantasie oder auch imperialer Mentalität“ insgesamt zu betrachten („Heimat, Nation und Kolonie und 1900: Carl Peters“, S. 46). Man sollte dabei allerdings nicht übersehen, dass die Pathologisierung des Kolonialismus eben schon ein Element der kolonialen Kultur des Kaiserreichs selbst darstellte.

⁴⁹ Schwarz, „Die Kultivierung des kolonialen Begehrens“, S. 88. Schwarz bezieht den Begriff auf Frieda von Bülow's *Tropenkoller*-Roman.

kommen sie dahin, den großen Herrn zu spielen.“⁵⁰ Aus dem eben erschienenen *Tropenkoller*-Roman von Frieda von Bülow zitierte Barth am Rednerpult des Reichstages eine Bemerkung, die das „eigentliche Wesen“ des Syndroms knapp zusammenfasse: „Die Herrscherherrlichkeit im Lande der Wilden steigt den Bedientenseelen zu Kopf. Der Subalterngeist schnappt über, wenn er sich als Bana Kubwa sieht.“⁵¹ Barth schloss seine Ausführungen mit der Bemerkung, dass seiner Fraktion das koloniale Engagement des Deutschen Reiches schon immer als ein „kostspieliger nationaler Sport“⁵² erschienen sei, man jetzt aber trotzdem an einer Beseitigung der Übelstände mitarbeiten wolle.

Barths Argumentationsgang erinnert mehr als beiläufig an die Untersuchungen zur psychologischen und politischen Ökonomie des Imperialismus, die der britische Wirtschaftswissenschaftler und Kolonialkritiker John A. Hobson einige Jahre später in seinen Schriften zur *Psychology of Jingoism* (1901) und seinem Hauptwerk *Imperialism* (1902) anstellte. In letzterem kam Hobson zu dem Schluss, dass sich der von ihm vor allem betrachtete britische Imperialismus der sadistischen „Urinstinkte“ der europäischen Kolonisatoren und ihrer Abenteurerlust am „Sport“ der gewaltsamen Eroberung („jingoism“) bediene.⁵³ Für Hobson bildeten diese Phantasien und Verlangen den notwendigen „Treibstoff“ der imperialen Maschine, die von ökonomischen Interessen dirigiert werde. Der Leitspruch Cecil Rhodes’ – „Das Kommerzielle mit dem Imaginativen zu kombinieren“⁵⁴ – konnte Hobson zufolge als Schlüssel zu einer kritischen Analyse der Funktionsweise des Imperialismus dienen. In Deutschland freilich war der ökonomische Nutzen des kolonialen Unternehmens selbst zweifelhaft und seine Stilisierung zu einem psychopathologischen Phänomen auch und gerade von liberaler Seite um so naheliegender. So lautete die Pointe von Barths Ausführungen zur Psychologie des „Tropenkoller“, dass die moralische „Korruption“⁵⁵ in seinem Kolonialsystem fast unvermeidlich sei, das nicht rentabel funktioniere. Offenbar, so Barth, sei die Kolonialadministration nicht willens oder in der Lage, „mehr Geld“⁵⁶ in die Anwerbung von Beamten höherer Dienstränge und mit größerer Erfahrung zu investieren; stattdessen bedienten sich die zuständigen Stellen der kolonialen „Phantasie“ jüngerer Offiziere und Beamte als Anreiz für eine Laufbahn in den Kolonien. Ökonomische Unvernunft und ein Überschuss ungedeckter Phantasien erscheinen so als wahre Ursache des „Tropenkoller“.

Auf sehr viel drastischere Weise als bei Barth verbinden sich individuelle und kollektive Triebstruktur in dem bereits näher betrachteten *Tropenkoller*-Roman Henry Wendens. Die Straftaten des perversen Helden Kurt von Zangen werden in diesem Text zwar als Vergehen eines gestörten Außenseiters dargestellt, den eine bestimmte psychische Veranlagung zu einem blutrünstigen Mörder und Sadisten werden lässt. Doch so nachdrücklich sich die anderen deutschen Kolonisten und namentlich seine

⁵⁰ *Stenographische Berichte der Verhandlungen des Deutschen Reichstages*, IX. Legislaturperiode, IV. Session, 1895/1897, 2. Bd. Berlin, S. 1463 (Debatte vom 14. März 1896).

⁵¹ *Stenographische Berichte*, S. 1463 (Debatte vom 14. März 1896).

⁵² *Stenographische Berichte*, S. 1463 (Debatte vom 14. März 1896).

⁵³ Hobson, *Imperialismus* (1902), S. 191.

⁵⁴ Hobson, *Imperialismus* (1902), S. 190-193, 183 „Die Finanzen dirigieren die imperiale Maschine, lenken ihre Energie und bestimmen ihre Arbeiten, sie bilden jedoch nicht den Brennstoff der Maschine, noch erzeugen sie direkt Kraft.“ (S. 77)

⁵⁵ *Stenographische Berichte*, S. 1463 (Debatte vom 14. März 1896).

⁵⁶ *Stenographische Berichte*, S. 1463 (Debatte vom 14. März 1896).

militärische Vorgesetzten auch von Kurt distanzieren, so konsequent legt der Text auch einen engen Zusammenhang zwischen der Perversion dieses Offiziers und der deutschen Kolonialherrschaft insgesamt nahe. Dies geschieht zum einen durch verschiedene Hinweise auf die inneren Widersprüche einer humanistisch-liberalen Kolonialideologie. Wenn Kurt zum Beispiel über die eisernen „Ketten“ der Disziplin und Selbstbeherrschung klagt, die Staat und Gesellschaft dem Kolonialsoldaten selbst im Umgang mit ‘minderwertigen Rassen’ auferlege, kommt wie nebenbei eine tiefe Ambivalenz in der Konstruktion kolonialer Männlichkeit zu Sprache, die Frantz Fanon und andere später aus psychoanalytischer Sicht theoretisiert haben: Soll der derart gebundene und doch so tatendurstige Kolonialoffizier etwa seine Fesseln lieben lernen und zu einem moralischen Masochisten werden?⁵⁷ Spezifischer auf den wilhelmischen Kolonialismus bezogen sind eine ganze Reihe von Anspielungen auf die militaristischen „Weltpolitik“ des Kaiserreiches. Interessanterweise beginnt Wendens *Tropenkoller* eben nicht in einer der tropischen Kolonien des Deutschen Reiches sondern im Zentrum seiner Hauptstadt und mit der Schilderung der erotisierenden Wirkung militärischer Macht, die der Held im Jubelschatten des Kaisers erfährt. Im Verlauf der Erzählung folgen weitere Anspielungen auf den wilhelmischen Militarismus und seine ins Pathologische spielende Weltmachtansprüche, als deren wichtigste Verkörperung in der politischen Öffentlichkeit um 1900 Kaiser Wilhelm II. selbst galt.⁵⁸ Wenn in Wendens Roman der „Tropenkoller“ wie nebenbei mit dem „Cäsarenwahn“ römischen Kaiser verglichen wird, oder Kurt in unmittelbarer Nähe seines obersten Feldherrn von einem römischen Triumphzug träumt, so sind dies kaum verdeckte Hinweise auf den vermeintlichen „Cäsarenwahn“ des deutschen Monarchen selbst.⁵⁹ 1894 hatte der pazifistische Historiker Ludwig Quidde im satirischen Gewand einer „Studie über römischen Cäsarenwahn“ Kaiser Wilhelm II. als einen modernen Caligula beschrieben und damit einen Skandal ausgelöst, der in Wendens *Tropenkoller* nachklingt.⁶⁰

Als ein deutlicher Hinweis auf die Psychopathologie des kolonialen Militarismus ist auch jene seltsame Ideenassoziation zu lesen, bei der der perverse Held des Romans vom Anblick des roten Farbstreifens der deutschen Kriegsflagge auf dem schwarzen Hals des Fahnenträgers sexuell erregt wird. Wohl kein anderes Bedeutungselement des Romans – und vielleicht auch keines in der Kultur des deutschen Kolonialismus insgesamt – bringt die Vereigentlichung des „Tropenkoller“ als ein Symbol der Psychopathologie des deutschen Kolonialismus so prägnant auf den Punkt, wie die emblematische Titelillustration der ersten Ausgabe von Wendens Roman (*Abb. 1*). Sie zeigt eine von einer kräftigen weißen Männerhand gehaltene Peitsche in Kombination mit

⁵⁷ Siehe Wenden, *Tropenkoller*, S. 137. Zu Theorien des moralischen Masochismus als Folge einer liberal-humanistischen Kolonialideologie vgl. Fanon, *Black Skin, White Masks*, S. 177f. Fanon argumentiert dort: „There is first of all a sadistic aggression toward the black man, followed by a guilt complex because of the sanction against such behavior by the democratic culture of the country in question.“ John Noyes’ Ausführungen zum männlichen europäischen Masochismus in den Kolonien schließen an diese Überlegung Fanons an (*The Mastery of Submission*, S. 105-139).

⁵⁸ Zur zeitgenössischen Rede von der aggressiven Nervosität der wilhelmischen Außenpolitik im Allgemeinen und der psychischen Labilität des Kaisers im Speziellen vgl. Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität*, S. 275-295, 375-388.

⁵⁹ Wenden, *Tropenkoller*, S. 153, 129.

⁶⁰ Quidde, *Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahn* (1894). Quidde bezahlte die Publikation seiner Schrift mit seiner wissenschaftlichen Karriere als Historiker. Einmal im Fokus der Staatsanwaltschaft, wurde er bei späterer Gelegenheit wegen Majestätsbeleidigung zu einer dreimonatigen Haftstrafe verurteilt.

der Kriegsflagge des Deutschen Reiches und dem düsteren Schriftzug „Tropenkoller“. Mit einigem guten Willen ließe sich dieses von rechts in Bild ragende Peitschenhand als ein verstörendes Element in der die regelmäßig-rechtwinkligen Ordnung der Flagge deuten. Weitaus plausibler aber erscheint eine Lesart, in der die Kombination von Fahne und Schlaginstrument gerade einen inhärenten, psychopathologischen Zusammenhang von kolonialer Herrschaft und sadistischem Exzess zum Ausdruck bringt. Die kleinen Metallkügelchen an den Enden der Peitschenstränge verweisen dann auf jenen sadistischen Überschuss, der die notwendige und gerechte Prügelstrafe von der sexuellen Perversion trennen sollte. Wenn der „Tropenkoller“ noch in jüngeren Untersuchungen zur Mentalitätsgeschichte des wilhelminischen Kolonialismus als ein ‘eigentlich’ deutsches Syndrom erscheinen kann, so ist dies auch einer Deutungstradition zu verdanken, die in der Kultur des deutschen Kaiserreichs selbst entwickelt wurde und einen besonders erfolgreichen Versuch darstellte, dem „Tropenkoller“ aus der Perspektive der politischen Kritik seine Anführungszeichen zu nehmen.



Abb. 1: Henry Wenden, *Tropenkoller* (Umschlagillustration)

Tropentauglichkeiten

Es ist ein schöner Beleg für die politische Vieldeutigkeit des „Tropenkoller“, dass der Abgeordnete Barth im Reichstag Frieda von Bülow's *Tropenkoller*-Roman von 1896 als einen Text zitierte, der darlege, dass die Gewalttaten deutscher Kolonialoffiziere und -beamte nichts mit den „klimatischen Verhältnissen“ in den Tropen zu tun hätten. Das ist höchstens die halbe Wahrheit des „Tropenkoller“, des „eigentlichen Wesen“ die Kolonialaktivistin von Bülow in ihrem Roman aufzudecken trachtete. Vor allem nämlich war dieser Text gerade gerichtet gegen die nach Bülow's Ansicht scheinheilige Empörung über die „Kolonialskandale“ in der deutschen Metropole. Tatsächlich gibt es von Bülow's *Tropenkoller* zufolge beides: einen überaus schädlichen Einfluss des tropischen Klimas

auf die Nerven, den Barth gerade abtritt, *und* eine bestimmte Form des „kolonialen Größenwahns“, die bei weniger charakterfesten Personen und „Bedientenseelen“ aufträte und dem kolonialen Projekt schweren Schaden zufügen könne. Die wichtigste Fokalisatorin dieses Unterschiedes im Roman ist die junge Deutsche Eva Biron, die ihren Bruder Udo, einen „Forstassessor“, in die Tropen begleitet hat und dort im „Treibhausklima Deutsch-Ostfrikas“⁶¹ im fiktiven Küstenstädtchen Satuta in seinem Haus wohnt. Als Eva im Gespräch mit dem erfahrenen Kolonialoffizier Ludwig Rosen von der Existenz des neuen Schlagwortes „Tropenkoller“ erfährt, regiert sie mit aufrechter Empörung. „Um witzige Namen sind die Berliner ja nie verlegen“, ärgert sie sich. „Haben sie den für eine Sache gefunden, so sind sie auch schon damit fertig und es kommt ihnen auf die Ergründung des Wesens nicht viel an.“⁶² Von Bülow's Roman ist als Versuch zu lesen, eben dieses in der Metropole kaum ernsthaft untersuchte „Wesen“ des „Tropenkoller“ zu ergründen und so dessen Bedeutung festzuschreiben. Im Zuge dieses Unternehmens erstellte die Autorin die erste ausführliche Beschreibung des „Tropenkoller“ überhaupt, Jahre bevor deutsche Mediziner und Nervenärzte sich damit zu befassen begannen. Von Bülow's Roman bietet somit Belegmaterial für die These George Rousseaus, dass kulturell wirksame Nervenmythen nicht unbedingt vorangehender wissenschaftlicher Theorie bedürfen: sie können auch selbst den Anstoß zur Bildung neuen Wissens geben.⁶³

Von Bülow's *Tropenkoller* tat das in einer Weise, die implizit und explizit vor allem die Gendercodierungen des Syndroms zum Thema machte. Auch eine diskurshistorische und wissenspoetische Analyse des Romans kann dabei nicht von der besonderen biographische Affinität absehen, die die Autorin zu ihrem Thema hatte. Wie Lora Wildenthal gezeigt hat, war das Verhältnis von Bülow's, einer bürgerlichen Feministin, radikalen Nationalistin, Kolonialaktivistin und vormaligen Geliebten von Carl Peters, zur kolonialen Gewalt deutscher Männer von einer tiefen Ambivalenz geprägt.⁶⁴ Öffentlich verteidigte von Bülow Peters gegen die in ihren Augen verlogene Kritik aus der Metropole und trat für eine Handhabung der Prügelstrafe in den Kolonien ein.⁶⁵ (Im *Tropenkoller*-Roman ist penetrantem Witz verschiedentlich von den

⁶¹ Von Bülow, *Tropenkoller*, S. 96.

⁶² Von Bülow, *Tropenkoller*, S. 132.

⁶³ Rousseau, „Towards a Semiotics of the Nerve“, S. 255.

⁶⁴ Wildenthal, *German Women for Empire*, S. 69-78. Wildenthals Kapitel über Frieda von Bülow stellt die bislang ausführlichste Beschäftigung mit Person und Werk dieser Autorin dar, die als Begründerin des deutschen Kolonialromans gilt. Russell Berman hat Bülow's koloniales und feministisches Engagement etwas einseitig als anti-patriarchalisch gelesen und so einige der Ambivalenzen, die Wildenthal herausarbeitet, übersehen. Seine Interpretation von *Tropenkoller* ist, wie Wildenthal zu Recht bemerkt, nicht ganz überzeugend, weil sie im Roman eine Bewegung von patriarchalischen Geschlechterverhältnissen zur „Gleichheit“ beschrieben sieht und von einer mehr oder wenig unproblematischen „Allianz von Kolonialismus und Feminismus“ auszugehen scheint (Berman, *Empire or Enlightenment*, S. 177 u. 173; Wildenthal, *German Women for Empire*, S. 59f.). Tatsächlich sinkt Eva Biron in der letzten Szene von *Tropenkoller* stammelnd und wie ein gezähmter ‚Wildfang‘ in die starken Arme des Kolonialoffiziers Ludwig Rosen: „Da sprang er elastisch auf, – wie befreit von schwerer Last, zog sie empor, nahm die nicht mehr Widerstrebende in seine Arme und trug sie, wie man ein Kind trägt, nach seinem Boot.“ (*Tropenkoller*, S. 289).

⁶⁵ Eine öffentliche Apologie Peters' stellte von Bülow's Artikel „Mann über Bord“ dar, der 1897 in der *Zukunft* erschien. Von Bülow erklärte dort, dass „mit unserer misstrauischen Überwachung, unserer vorsichtigen Beseitigung temperamentvoller Persönlichkeiten, unserem schwerfälligen, in Schreibung erstickenden Regierungssystem“ die Kolonien niemals gedeihen könnten (S. 554). In einer von der *Freien Bühne* veranstalteten Umfrage über „Die Behandlung der Neger“ sprach sich von Bülow 1896 für einen Mittelweg zwischen einem zu „strammen“ und einem zu milden Regiment der deutschen Kolonialherren

„Erziehungsflächen“ der Kolonisierten die Rede.⁶⁶) In persönlichen Briefen kritisierte sie zugleich Peters Brutalitäten.⁶⁷ Der Darstellung der kolonialen Gewalt in Bülow's Texten fehlt, wenn sie überhaupt direkt geschildert wird, eine erotisierende Dimension, wie sie in Wendens *Tropenkoller* zu beobachten ist.

Die Ambivalenz der kolonialen Gewalt deutscher Männer gegenüber spiegelt sich im Roman in der Gegenüberstellung zweier männlicher Hauptfiguren, die Aufklärung über das wahre „Wesen“ des „Tropenkoller“ verschaffen sollen. Bei einer von ihnen handelt es sich um Evas Bruder Udo, einen jungen deutschen Mann von germanischer Konstitution, hochgewachsen, blond, stark und breitschultrig, „alles in allem ein Bild der ‚blonden Herrenbestie‘ Nietzsches“.⁶⁸ Ohne weiteres in den Tropen akklimatisierungsfähig ist diese Bestie allerdings nicht: Unter dem Einfluss von Klima und Fieber entwickelt Udo eine „krankhafte Überreizung“⁶⁹ der Nerven, durch die er sich zu einigen unüberlegten Gewalttaten hinreißen lässt. Eines nachts etwa stürmt er, von rücksichtslos feiernden Eingeborenen seines dringend benötigten Schlafes beraubt, deren Festplatz mit seiner Nilpferdpeitsche, ohne mit seinen hilflosen Hieben in die Menge jemanden ernstlich zu verletzen. Später lässt sich Udo im Affekt dazu hinreißen, einen verrufenen arabischen Sklavenjäger kurzerhand am nächsten Baum aufzuknüpfen. Ludwig Rosen erklärt der besorgten Eva, dass bei Udo der „schwere und spröde Nordlandscharakter mit der Erhitzung und nervösen Erregbarkeit eines tropischen Klimas“ zusammentreffe; dies könne schon zu einigen „moralischen Konvulsionen“ führen.⁷⁰

Dass Udos vermeintliche Kolonialverbrechen in der deutschen Heimat zu einem Entrüstungsturm und schließlich zur ehrenrührigen Abberufung des ohnehin schon todkranken Biron führen, ist vor allem dem intriganten Wirken seines Gegenspielers Leopold Drahn zu verdanken, des egoistischen und megalomanen Direktors der Bahnbaugesellschaft „Excelsior“. Als unrechtmäßiger Träger einer mit militärischen Rangabzeichen verzierten Phantasieuniform verkörpert der jähzornige und autoritätsfixierte Drahn den profitorientierten „Manchester“-Kolonialismus übelster Prägung. Bei der ersten Begegnung mit diesem Mann wird Ludwig Rosen in einer ätiologischen Epiphanie das eigentliche Wesen des Tropenkoller deutlich, wiedergegeben in jener Romanpassage, die der Abgeordnete Barth dann im Reichstag in auffälliger Verkürzung zitierte:

„Die Herrscherherrlichkeit im Lande der Wilden steigt den Knechts- und Bedientenseelen zu Kopfe“, dachte er, das ist's! „Sie sind das Herrentum so wenig gewohnt, dass es sie um ihr armseliges, bisschen Menschenverstand bringt und eine lächerliche Spielart des Größenwahnsinns zeitigt. Der Subalternengeist schnappt über, wenn er sich plötzlich als Bana Kubwa sieht. – Dies ist etwas ganz anderes, als die ungünstigen Einwirkungen des Klimas auf das Nervensystem, die auch die vornehmsten Naturen nicht verschonen. Dies, was der

aus: „Gerade wie ein Kind oder ein kluger Hund merkt der Schwarze sofort, wenn er keinen festen Willen über sich hat. Er missachtet einen schwachen Herrn, schlägt, sozusagen, hinten und vorne aus und wird – was er von Natur durchaus nicht ist – frech.“ (Giesebrecht, „Behandlung der Neger“, S. 91f.)

⁶⁶ Von Bülow, *Tropenkoller*, S. 151f., vgl. auch S. 101.

⁶⁷ Siehe Wildenthal, *German Women for Empire*, S. 76f.

⁶⁸ Von Bülow, *Tropenkoller*, S. 12.

⁶⁹ Von Bülow, *Tropenkoller*, S. 53, vgl. S. 11ff.

⁷⁰ Von Bülow, *Tropenkoller*, S. 134.

ehrenhafte Drahn mir da so gut veranschaulicht, scheint mir eine durch klimatische und andere Komplikationen bösartig gewordene Form des Parvenütums.“⁷¹

Mit dieser Erkenntnis scheint die drängende Frage Evas und des Romans, was der „Tropenkoller“ denn nun eigentlich sei, im Prinzip beantwortet: Es handelt sich um ein herrschaftspsychologisches Problem, das bei Personen mangelnder Charakterstärke auftritt, die in der Metropole subalterne Positionen bekleidet haben.⁷² „Etwas ganz anderes“ hingegen ist die tropische Nervenschwäche der mit nietzscheanischem Vokabular als „vornehm“ bezeichneten Naturen wie Udo Biron, die ihre Macht bedenkenlos und vielleicht auch etwas dysfunktional gebrauchen, von ihr aber nicht korrumpiert werden.⁷³

Man braucht von Bülow's Roman allerdings nur sehr behutsam gegen den Strich lesen, um zu bemerken, wie instabil diese kategorische Trennung von „Tropenkoller“ und nervösem „Klimafieber“ tatsächlich ist. Das liegt vor allem an der männlichen Gendercodierung der kolonialen Gewalt und Unbeherrschtheit. Indem der Roman die Krankengeschichten Udos und Biron's weitgehend aus der Gefühlsperspektive der weiblichen Hauptperson erzählt und kontrastiert, entsteht ein geschlechtsspezifisches Kontinuum des „Tropenkoller“, in dem Udo und Drahn entgegengesetzte und sich doch ergänzende Positionen verkörpern. Da die narrative Struktur des Romans darauf angelegt ist, dass sich die beiden Rivalen in ihrer Aggressionsneigung geradezu *finden*, entsteht der Eindruck, dass erst ihre Konfrontation das Vollbild des Syndroms ergibt, das der Roman in seinem Titel trägt. Hinzu kommt, dass fast das gesamte Personal von Bülow's *Tropenkoller* an der ein oder anderen Form der nervösen Schwäche leidet, wobei der Akzent manchmal mehr auf charakterlichen Eigenschaften als Ursache und manchmal mehr auf der schädlichen Wirkung von Klima und Fieber liegt. Auch hierdurch entsteht der Eindruck, dass Udo und Drahn Verhaltensstörungen nur Extremwerte in einem breiten Spektrum des „Tropenkoller“ darstellen und also nicht „etwas ganz anderes“ sind. Sowohl der megalomane Kolonialunternehmer Drahn als auch das arme Fieberopfer Udo werden im Roman auf mehr oder weniger subtile Weise ridiculisiert. Die Beschreibung der hilflosen Wut etwa, mit der Udo mit seiner Nilpferdpeitsche zwischen die Eingeborenen fährt, macht verständlich, warum der 'Choleriker' nicht nur eine furchteinflößende sondern oft auch eine etwas lächerliche Gestalt ist – wie der mit Prügeln drohende Lehrer, hinter dessen Rücken die Schüler schon wieder ihre Späße treiben.⁷⁴

Die weibliche Heldin wiederum kann in diesem kontinuierlichen Spektrum des „Tropenkoller“ gerade nicht verortet werden. Im Unterschied zu fast allen anderen Protagonisten nämlich verliert Eva Biron in keiner Situation die Nerven und zeigt auch keinerlei Neigung zur unproduktiven Aggression. Im Gegenteil, ihre

⁷¹ Von Bülow, *Tropenkoller*, S. 64.

⁷² Thomas Schwarz sieht in dieser Passage eine „allegorische Lesart“ des Tropenkoller, da das deutsche Kaiserreich selbst ein „Parvenü unter den Kolonialmächten“ gewesen sei (Schwarz, „Die Kultivierung des kolonialen Begehrens“, S. 88).

⁷³ Russell Berman sieht Bülow's „Tropenkoller“ dementsprechend als „eine Metapher für die psychologischen Funktionsstörungen eines unangemessen demokratischen Kolonialregimes“ (*Enlightenment or Empire*, S. 178).

⁷⁴ Mein Vergleich schließt absichtsvoll an Bülow's Darstellung der Schwarzen als Erziehungsbedürftige auf dem kulturellen Entwicklungsstand von Kindern an.

„Negerkonstitution“⁷⁵ ermöglicht es ihr, eine Rolle als Krankenschwester all der fiebernden und neurasthenischen Männer Satutas zu übernehmen, die den Aufenthalt in den kolonialen Tropen psychisch und physisch weniger gut vertragen. „Alle werden nervös hier, selbst Männer, die in Deutschland bei dem Wort ‘Nerven’ nur gelacht haben“⁷⁶, stellt Eva Biron bereits am Anfang des Romans fest. Und tatsächlich sind im folgenden tatsächlich vor allem deutsche *Männer*, die in den Tropen die Empfindlichkeit ihrer Nerven entdecken müssen. Zu einer Zeit, in der Mediziner und Hygieniker europäische Frauen für körperlich besonders *ungeeignet* hielten, sich in den Tropen zu akklimatisieren, entwarf von Bülow ein Roman-Szenario, in dem die weibliche Heldin die geringsten Schwierigkeiten hat, einen sinnvollen Beitrag zum kolonialen Projekt zu leisten. Wie Pascal Grosse gezeigt hat, schwächte sich die negative Beurteilung der weiblichen Akklimatisierungsfähigkeit in Medizin und Kolonialpolitik erst im Zuge der Debatten über die kolonialen Mischehen und die Rassenmischung zu Beginn des 20. Jahrhunderts ab.⁷⁷ In ihrer Romanfigur Eva Biron formulierte Frieda von Bülow also eine vergleichsweise frühe Behauptung der weiblichen Tropentauglichkeit. Der stärkste Eigentlichkeitseffekt ihres *Tropenkoller* war eine bestimmte Form von kolonialer Männlichkeit – schwach, labil, nervös und aggressiv – und als ihr Gegenbild eine bislang kaum für denkbar gehaltene Tropentauglichkeit deutscher Frauen.

Irritationen der Tropenmedizin

Wenn man weiß, dass der „Tropenkoller“ ein umgangssprachlich geprägter und politisch vielfach überdeterminierter Begriff war, bevor er überhaupt in einem medizinischen Text auftauchte, kann es kaum überraschen, dass die Vertreter der gerade erst im Entstehen begriffenen Fachdisziplin der Tropenmedizin ihn mit größter Skepsis behandelten. Der „sogenannte Tropenkoller“, so erklärte der spätere Herausgeber des *Handbuchs der Tropenkrankheiten* Carl Mense 1902, sei keine wirkliche Krankheit, sondern „von Laien, von Nichtmedizinern, eigens erfunden worden, um je nach der Parteien Hass oder Gunst als belastendes oder entlastendes Moment verwertet zu werden.“⁷⁸ Mense fügte hinzu, dass tropische Klima allein niemals in der Lage sei, verbrecherische Handlungen hervorzurufen. Entsprechende „Mordgeschichten aus den Kolonien“ seien einfach unwahr: „Dieselben Menschen, welche dem sogenannten Tropenkoller verfallen, werden

⁷⁵ Von Bülow, *Tropenkoller*, S. 38. Dem rassenanthropologischen Erklärungsrahmen des Romans entsprechend besteht der Preis für Evas Tropentauglichkeit in ihrer ethnischen ‘Dunkelfärbung’. Die junge deutsche Frau ist viel weniger germanisch als ihr blonder Bruder, hat ein „bräunliches“ Gesicht und streift den „Zigeunertypus“ (S. 4, 11).

⁷⁶ Von Bülow, *Tropenkoller*, S. 19.

⁷⁷ Pascal Grosse hat gezeigt, dass sich die negative Beurteilung der weiblichen Akklimatisierungsfähigkeit in Medizin und Kolonialpolitik erst im Zuge der Debatten über die kolonialen Mischehen und die Rassenmischung zu Beginn des 20. Jahrhunderts abschwächte (*Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft*, S. 89-95, 168-176). Lora Wildenthals Ausführungen und ihr Forschungsüberblick zu diesem Thema zeigen, dass diese Verschiebung in den anderen europäischen Kolonialnationen noch etwas später stattgefunden hat (*German Women for Empire*, S. 148f., 265, Fn. 85). Bülows Roman formuliert in der Darstellung Eva Biron also eine vergleichsweise frühe Behauptung der weiblichen Tropentauglichkeit. In von Bülows *Tropenkoller* ist in Gestalt der bleichen, tropenmüden Gräfin Leontine indes auch das Stereotyp der wenig anpassungsfähigen, in den Tropen schnell ‘verwelkenden’ weißen Frau vertreten (*Tropenkoller*, S. 30f.).

⁷⁸ Mense, *Tropische Gesundheitslehre* (1902), S. 22f. Vgl. Scheube, *Krankheiten der warmen Länder* (1903), S. 771.

überall, selbst am Nordpol, zu Ausschreitungen geneigt sein, sobald die aus tausend Rücksichten gewebte Zwangsjacke der Kultur gelockert wird.“⁷⁹ Ein paar Jahre zuvor hatte Christian Rasch, ein deutscher Nervenarzt mit eigener Tropenerfahrung in Südostasien, den „Tropenkoller“ in einem Artikel in der *Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie* bereits für ungeeignet erklärt, die medizinische Erforschung tropischer Nervenstörungen voranzubringen. Für Rasch stand fest, dass mit dem Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte eine viel engere Zusammenarbeit von Psychiatrie und Tropenmedizin nötig wäre, gerade in forensischer Hinsicht. Um hierfür eine erste Grundlage zu schaffen, stellte Rasch in seinem Aufsatz über den „Einfluss des Tropenklimas auf das Nervensystem“ eine tropenmedizinische Zitatensammlung über neurasthenische Folgeerscheinungen des Klimas und von Malariainfektionen zusammen, die er mit Fallgeschichten aus seiner Zeit als Tropenarzt in Bangkok anreichte.⁸⁰ Den in der „modernen Colonialsprache“ geprägten Begriff des „Tropenkollers“ allerdings hielt Rasch, ähnlich wie Bülows Romanheldin Eva Biron, für einen problematischen Begriff: Er solle ja doch nur in „ironischer Weise“ andeuten, dass man für alle tropischen Gewalttaten eine Entschuldigung zu finden wisse. Die tatsächlichen Schwierigkeiten auf diesem Gebiet seien aber viel größer und komplexer, „als man sich hinter dem grünen Tisch und am warmen Ofen träumen lässt; am allerwenigsten schafft man mit Aufstellung von witzigen Bezeichnungen vorhandene Schwierigkeiten aus der Welt.“⁸¹

Wenngleich Mense und Rasch zu einer etwas anderen Einschätzung es Tropenklimas zu kommen scheinen, in ihrer Zurückweisung des „Tropenkoller“ waren sie sich einig – und mit ihnen fast alle deutschen Mediziner, die sich in der deutschen Kolonialzeit überhaupt ausführlicher zu diesem Thema äußerten. Der „Tropenkoller“ blieb auch im medizinischen Sprachgebrauch ein Begriff in Anführungszeichen, der niemals unproblematisch oder ohne Gesten der Distanzierung und des Zitierens gebraucht werden konnte. Damit ist zunächst einmal klar, dass die vielleicht naheliegende Vermutung, dieses ‘pseudowissenschaftliche’ Schlagwort habe der *medizinischen* Entschuldigung kolonialer Gewalttaten gedient, durchaus unzutreffend ist; eine solche Ansicht geht sowohl am Eigensinn dieses medizinischen Fachdiskurses als auch an den tatsächlich viel komplexeren kolonialen Aufgaben der Tropenmedizin vorbei, die keinesfalls darin bestanden, höchst unproduktive und moralisch bedenkliche Verhaltensweisen einfach zu entschuldigen. Das bedeutete aber nicht, dass die Irritation durch den „Tropenkoller“, der in fachwissenschaftlichen Texten durchaus genannt wurde und *vorkam*, für den medizinischen Diskurs nicht sehr produktiv gewesen wäre. Der „Tropenkoller“ zeigt vielmehr gerade, dass fachfremde Wissens Elemente, wie Nicolas Pethes argumentiert hat, wissenschaftliche Spezialdiskurse durchaus zu einer Neubestimmung ihrer Grenzen und der Inhalte ihres *eigenen* Wissens- und Gegenstandsbereichs stimulieren können.⁸²

Im Fall der tropenmedizinischen Reaktion auf den „Tropenkoller“ geschah diese Bestimmung des *eigentlich* Medizinischen vor allem in und durch die Rede von der

⁷⁹ Mense, *Tropische Gesundheitslehre*, S. 23.

⁸⁰ Rasch, „Über den Einfluss des Tropenklimas auf das Nervensystem“ (1898), S. 751. Rasch war zur Zeit der Veröffentlichung dieses Artikels Oberarzt der Landirrenanstalt in Sorau (Brandenburg).

⁸¹ Rasch, „Über den Einfluss des Tropenklimas auf das Nervensystem“, S. 752.

⁸² Vgl. zu diesem theoretischen Argument Pethes, „Poetik/Wissen“, S. 368f. und die Ausführungen im Abschnitt „Wissenspoetik der Tropen“ in der Einleitung dieser Arbeit.

tropischen Neurasthenie. Nicht zufällig kamen sowohl Mense als auch Rasch im unmittelbaren Kontext ihrer Zurückweisung des „Tropenkollers“ ausführlich auch auf dieses Syndrom zu sprechen. So zog Rasch die tropische Neurasthenie heran, um das „hysterische“ und aggressive Verhalten seiner Nerven-Patienten in Bangkok zu erklären, etwa eines Mannes, der eine heillose Angst Cholerainfektionen entwickelte.⁸³ Mense wiederum fasste eine unbezweifelte Grundüberzeugung der zeitgenössischen Tropenmedizin in Worte, wenn er festhielt, dass sich bei „jedem Europäer“ nach einem längerem Tropenaufenthalt eine gewisse „nervöse Reizbarkeit“ geltend mache und sogar „alle“ Europäer im Lauf der Zeit „durch Fieberanfälle nach und nach nervös geschwächt, neurasthenisch“ würden – mit möglicherweise weitreichenden Folgen für ihre Verhaltensweisen: „Nervenschwache sind jedoch in jeder Zone zu impulsiven Handlungen geneigt, es sind Augenblicksmenschen, die einer äußeren Anregung hastig zu folgen geneigt sind.“⁸⁴ Ähnliche Gegenüberstellungen von „Tropenkoller“ und „Tropenneurasthenie“ sind in vielen anderen medizinischen Texten zu finden. Die Rede von der Tropenneurasthenie ist dabei nicht in einem strikt kausalen und chronologischen Sinn als Eigentlicheffekt des „Tropenkoller“ zu verstehen. Die Zeitfolge der Begriffsbildungen und diskursiven Transfers spricht zwar dafür, dass die medizinische Erfindung der Tropenneurasthenie vom „Tropenkoller“ wichtige Impulse bekommen hat, alleine auf diese Anregung zurückzuführen ist sie aber sicher nicht; man kann die Tropenneurasthenie also nicht einfach als eine medizinische Übersetzung des „Tropenkollers“ betrachten. Verbreitet im medizinischen Sprachgebrauch war vielmehr die *parallele* Verwendung beider Begriffe, des unwissenschaftlichen „Tropenkoller“ und der wie selbstverständlich für existent gehaltenen tropischen Neurasthenie. Auf diese Weise entwickelte sich in tropenmedizinischen Texten nach 1900 eine ähnliche Doppelcodierung tropisch-kolonialer Verhaltenstörungen, wie sie die narrative und epistemische Struktur von Frieda von Bülow's Roman bestimmt: als Charakterfrage *oder* als eine Frage der Nerven.

Etwas konkreter erläutern lässt sich die Doppelcodierung der tropischen Delinquenz anhand eines der nicht sehr zahlreichen Texte eines Mediziners, in dem eine tatsächliche Existenz des „Tropenkoller“ erwogen wird, einer Tagebuchnotiz in Ludwig Külz' *Blättern und Briefe eines Arztes aus dem tropischen Deutschafrika*. In diesem 1906 in erster Auflage erschienen Werk berichtete Külz in essayistischer Form von seiner Tätigkeit als kaiserlicher Regierungsarzt in Kamerun und Togo.⁸⁵ In einem auf den März 1905 datierten Tagebucheintrag zum Thema „Die tropische Nervosität“ erörtert Külz die weitreichende „Umstimmung“, die nicht nur der Organismus sondern auch das Nervensystem des Europäers in den Tropen erfahre. Als ein Beispiel für die daraus

⁸³ Rasch, „Über den Einfluss des Tropenklimas“, S. 758f.

⁸⁴ Mense, *Tropische Gesundheitslehre*, S. 22.

⁸⁵ Ludwig Külz (1875-1938) leistete seinen Wehrdienst als Militärarzt in der Kaiserlichen Marine ab und arbeitete danach zwischen 1902 und 1912 als Regierungsarzt in Westafrika. Zu seiner Tätigkeit dort und Külz' Auffassungen zu Fragen der kolonialen Rassenhygiene vgl. Eckart, *Medizin und Kolonialimperialismus*, S. 58-61, 65-67, 69-72. Eine biographische Skizze sowie eine Darstellung seiner Teilnahme an medizinisch-demographischen Südsee-Expedition in die pazifischen Schutzgebiete des Kaiserreiches 1913/14 siehe Grüntzig und Mehlhorn, *Expeditionen*, S. 245-75, zu letzterer auch Eckart, *Medizin und Kolonialimperialismus*, S. 454ff.

resultierenden Störungen „psychischer Funktionen“⁸⁶ führt Külz ein persönliches Erlebnis an, das sich einige Jahre zuvor in einem „völlig friedlichen Negerdorfe Nordtogos“ zugetragen habe:

Ich saß auf dem Langstuhl vor dem Rasthause und träumte [...] in die Sternennacht hinein. Plötzlich fuhr mit schwirrendem Geräusch irgend etwa an meinem Ohr vorüber. Ich achtete zunächst kaum darauf. Nach wenigen Minuten wiederholte sich das gleiche Geräusch und in demselben Moment stand bei mir fest, dass es beide Male nichts anderes gewesen sein könne, als das Schwirren eines nach mir abgeschossenen Pfeiles. Dieser Gedanke lag bei der völlig friedlichen Bevölkerung an sich so fern wie möglich; aber der nächstliegende, der die Erscheinung ohne weiteres erklärte, nämlich, dass es eine der zahlreichen Fledermäuse war, die in dem Hause ein- und ausschwirren [...] kam mir nicht; der erstere haftete fest. Ich alarmierte die mich begleitenden drei Schwarzen und meine Lazarettgehilfen, nahm selbst mein geladenes Gewehr zur Hand, ließ aus trockenen Grasbündeln Fackeln herstellen und anzünden und gab den Befehl, die ganze Umgebung des Hauses nach dem vermeintlichen Schwarzen abzusuchen, der auf mich geschossen hätte. Wir suchten mindestens eine halbe Stunde lang, bis ich von dem ungestümen, aufgeregten Umherlaufen anfang, mich schwach zu fühlen und mich niedersetzen mußte. Erst da kam mir der Gedanke, wie töricht meine Annahme sei, und wie das ominöse Geräusch wahrscheinlich vom Flügelschlage einer Fledermaus herrühre. Aber ich bin sicher, wenn ein unglücklicher Zufall mich bei dieser Gespensterjagd auf einen im Grase hockenden Schwarzen hätte stoßen lassen, ich würde ihn niedergeschossen haben. Und wer hätte mir nachher den Zusammenhang und die Erklärung des Vorgangs wohl geglaubt?⁸⁷

Worauf es in Külz' Anekdote vor allem ankommt, ist die Unmöglichkeit, von außen und im Nachhinein die Motive und Vorgänge im Kopf eines kolonialen Straftäters mit Sicherheit ermitteln zu können. In diesem speziellen Fall kann der persönliche Erlebnisbericht des Arztes halbwegs dafür garantieren, dass bei dem glücklich vermiedenen Totschlagsdelikt keine böse Absicht im Spiel war. Wie Külz in seiner Schilderung plausibel zu machen versucht, war es der in seinem Kopf „haftende“ Bedrohungsgedanke, der, eine Weile aus welchen neurophysiologischen oder psychischen Gründen auch immer keiner Prüfung durch die Vernunft zugänglich, fast zu einem Unglück geführt hätte war. Wie schwer indes das angeblich grundsätzlich Verschiedene – die tropische Neurasthenie und die schiere menschliche Bösartigkeit – tatsächlich auseinander zu halten sein, räumte Külz wenig später selbst ein. Um diese „ganz anders gearteten Erscheinungen“ der willentlichen Brutalität von den „krankhaften Veränderungen“ im Nervensystem abzugrenzen, zitierte der Tropenmediziner zum Schluss seines Tagebucheintrags einen Ausspruch Friedrich Nietzsches: „Dieselben Menschen, welche so streng durch Sitte, Verehrung, Dankbarkeit, Brauch, durch Eifersucht *inter pares* in Schranken gehalten sind, die andererseits im Verhalten zu einander so erfinderisch in Rücksicht, Selbstbeherrschung, Zartsinn, Treue, Stolz und Freundschaft sich beweisen – sie sind nach außen hin, dort wo das Fremde, die Fremde beginnt, nicht viel besser als losgelassene Raubtiere.“⁸⁸

⁸⁶ „Ebenso wie der ganze übrige Organismus bei dem neu in die Tropen kommenden eine Umstimmung erfährt, ebenso wie sein leibliches Befinden gefährdet ist, genau so ist es auch sein Nervensystem, sind es die psychischen Funktionen.“ (Külz, *Blätter und Briefe*, S. 219).

⁸⁷ Külz, *Blätter und Briefe eines Arztes aus dem tropischen Deutschafrika* (1910), S. 218f.

⁸⁸ Külz, *Blätter und Briefe*, S. 220. Das Zitat stammt aus Nietzsches *Genealogie der Moral*.

Solchen unbedingten, kategorischen Unterscheidungen zwischen den Bösen und den Nervösen begegnet man in der Tropenmedizin um 1900 immer wieder. Wie bei Kütz waren es dabei oft philosophische oder kulturanthropologische Zitate, die deutlich machten, dass beim „Tropenkoller“ eine Diskurs- und Zuständigkeitsgrenze erreicht war, über die hinaus die Medizin keine Aussagen machen konnte. Diese Grenze war dabei auch eine innere Grenze der Medizin selbst, die den „Tropenkoller“ zum Namen dessen machte, wovon die Medizin nicht sprechen konnte. Auch in einem der maßgeblichsten tropenmedizinischen Texte zu diesem Thema, dem von P.C.J. van Brero verfaßten Artikel „Die Nerven- und Geisteskrankheiten in den Tropen“ im *Handbuch der Tropenkrankheiten*, findet sich ein solches Unterscheidungsmuster:

Tropenkoller ist ein neuer Name für eine alte Sache. Es sind dies Bestialitäten von seiten der Europäer gegenüber Eingeborenen in Gegenden, wo ein geordnetes Gesellschaftsleben nicht existiert und die gebildete Frau ihren segensreichen Einzug noch nicht gemacht hat. Aber weder Klima noch ungünstige Lebensverhältnisse sind allein imstande, diese Ausschreitungen zu erklären, wenn nicht *'la bête humaine'* in reichlicher, sei es auch latenter Weise, schon von Hause aus vorhanden war. *'Coelum non animum mutant qui trans mare currunt.'*⁸⁹

Der „Tropenkoller“, so macht van Brero durch den Bezug auf die antike Spruchweisheit des Horaz deutlich, ist letztlich eine Frage der charakterlichen Disposition („Das Klima, nicht ihren Charakter wechseln diejenigen, die über das Meer fahren.“) Eine gewisse Bedeutung räumt der Autor zwar auch dem Fehlen europäischer Frauen in den Kolonien ein, doch diese Überlegung wird gleich darauf wieder abgeschwächt. Van Brero formuliert hier vor allem eine Unzuständigkeitserklärung seiner eigenen Disziplin, die im folgenden Absatz weiter nachklingt: Inwiefern Klima, Alkoholismus oder sexuelle Exzesse bei „solchen Naturen“ vor Gericht als Milderungsgründe zu akzeptieren seien, werde wohl noch lange eine „Streitfrage für den Richter“⁹⁰ bleiben.

Natürlich wird auch Van Brero gewusst haben, dass sich gerade seine Disziplin der gerichtsmedizinischen Beurteilung tropischer Straftaten nicht durch den Hinweis auf die „*bête humaine*“ entziehen konnte. Im Gegenteil, im Kontext der deutschen „Kolonialskandale“ und der kolonialen Rechtspflege im Allgemeinen wurde um 1900 auch und gerade von den Vertretern von Tropenmedizin Auskunft zu eben diesen Fragen erwartet. Ob es um die juristische Klärung des „Fall Arenberg“ ging, zu dessen Beurteilung verschiedene Gutachter hinzugezogen wurden⁹¹, um Fälle von Insubordination in den Schutztruppen⁹² oder um Straftaten, die Privatpersonen in den

⁸⁹ Van Brero, „Die Nerven- und Geisteskrankheiten in den Tropen“ (1906), S. 211. Die kursivierten Passagen sind im Original gesperrt gedruckt.

⁹⁰ Van Brero, „Nerven- und Geisteskrankheiten“, S. 211.

⁹¹ Den Paraphrasen der Gutachten in der Tagespresse ist zu entnehmen, dass Arenbergs Geisteszustand von einer ganzen Reihe von Sachverständigen beurteilt wurde. Unter ihnen waren: Medizinalrat Prof. Dr. Leppmann (Psychiater, Berlin), Dr. Schlüter (Köln, Schiffsarzt auf dem Dampfer, auf dem Arenberg nach Afrika gefahren war), Professor Mendel (Berlin); außerdem wurde ein Gutachten durch den Wissenschaftlichen Senat der Friedrich Wilhelms-Universität erstellt. Die Gutachten ergaben, dass Arenberg wahrscheinlich schon vor seinem Dienstantritt in Afrika geisteskrank gewesen sei. Dort hätten ein schwere Malaria, Alkoholismus und körperliche Anstrengungen dieses Leiden vollends zum Ausbruch gebracht (*Vorwärts*, 5.3.1904, 2. Beilage; *Berliner Tageblatt*, 4.3.1904; *NZ*, 5.3.1904).

⁹² Vgl. etwa den Fall einiger Schutztruppensoldaten, den der Bonner Psychiater Schütte im April 1909 auf der Jahresversammlung der Deutschen Vereins für Psychiatrie vortrug. Die Angeklagten hat sich Südwestafrika des „militärischen Aufruhrs“ und tätlicher Angriffe auf ihre Vorgesetzten schuldig gemacht, wurden aber aufgrund ihres alkoholisierten Zustandes und des Einflusses von Klima und Malaria für

Kolonien begangen hatten,⁹³ stets kam dem tropenmedizinischen und psychiatrischen Wissen, wie Christian Rasch voraussah, eine zentrale Bedeutung bei der Beurteilung der Zurechnungsfähigkeit der Angeklagten und von möglichen Milderungsgründen zu. Wie konnte die Tropenmedizin mit dieser Aufgabe umgehen?

In ihrer Skizze einer Diskursgeschichte der Unzurechnungsfähigkeit haben Michael Niehaus und Hans-Walter Schmidt-Hannisia betont, dass seit der Formierung der Humanwissenschaften an der Wende zum 19. Jahrhundert von einer einfachen Gegenüberstellung der freien und unfreien Bewusstseinszustände nur noch selten die Rede sein konnte. Die vermehrten Bemühungen verschiedener Disziplinen wie Psychiatrie, Medizin und Psychologie, die Störungen des „freien Willens“ zu verstehen und der individuellen Täterpsyche gerecht zu werden, habe zu einer Auffächerung komplexer Tableaus von Unzurechnungsfähigkeiten geführt, die meist nicht auf einfache Ja/Nein-Entscheidungen zu reduzieren waren. Gerade darin sehen die Autoren die Bedeutung der „Unzurechnungsfähigkeit“ als „fundamentales kulturelles Regulativ zur Bestimmung des Status von Subjekten“⁹⁴.

Entsprechend vielfältig und variabel stellt sich auch das Tableau der Unzurechnungsfähigkeiten dar, das Tropenmedizin, Psychiatrie, Sexualwissenschaft und Nervenheilkunde bei der forensischen Bearbeitung der tropischen Delinquenz um 1900 entwickelten. Die Rolle von Infektionskrankheiten wie der Malaria, eine mögliche erbliche Belastung der Täter durch Veranlagung zu Geistes- und Nervenkrankheiten, Rauschzustände durch Alkohol oder andere Drogen sowie eben auch die tropische Neurasthenie mussten bedacht werden, um zu einer forensischen Beurteilung der Straftaten zu kommen.

Medizinisch praktisch unumstritten war, dass eine chronische Infektion mit der Malaria oder akute Malariafieber die Zurechnungsfähigkeit von Delinquenten einschränken oder sogar ausschließen konnten. Schon in vorkolonialen Zeiten hatte der Psychiater Emil Kraepelin in einem Übersichtsartikel die psychopathologischen und zentralnervösen Folgeerscheinungen der Malaria aufgelistet, darunter „Aufregungsparoxysmen“ und stürmische Delirien mit „manikalischem Charakter, Hallucinationen verschiedener Sinne und einer gewissen Neigung zu Gewalttaten“.⁹⁵ Kraepelin schrieb damit eine lange Tradition des Wissens von den psychopathologischen Symptomen des „Wechselfiebers“ fort, die bis zum englischen Mediziner Thomas Sydenham und seiner Beschreibung der Malaria im 17. Jahrhundert zurückreichte und im 20. Jahrhundert fortgesetzt wurde.⁹⁶ Auch Christian Rasch bezog sich 1898 auf dieses

unzurechnungsfähig erklärt (Schütte, „Beitrag zur Ätiologie und forensischen Beurteilung des sog. ‚Tropenkollers‘“, S. 701). Vgl. auch Fontane, „Gutachten über den Geisteszustand des G.“ (1908).

⁹³ Vgl. Strassmann, „Ueber einen Fall tropischer Psychose“ (1900). Genauere Erläuterungen zu diesem Fall folgen weiter unten.

⁹⁴ Niehaus und Schmidt-Hannisia, „Einleitung“, in: dies (Hg.), *Unzurechnungsfähigkeiten*, S. 8 und 10.

⁹⁵ Kraepelin, „Über den Einfluss acuter Krankheiten auf die Entstehung von Geisteskrankheiten“ (1881), S. 168, 170.

⁹⁶ Zur Medizingeschichte tropischer Malariapsychosen vgl. Weiss, „The Interrelationship of Tropical Disease and Mental Disorder“, S. 121-200; vgl. auch Anderson, *Malarial Psychoses and Neuroses* (1927). In der Rubrik „Notizen aus der Tropenpraxis“ des *Archivs für Schiffs- und Tropenhygiene* berichtete der Kameruner Regierungsarzt und Malariaexperte Hans Ziemann 1908 unter anderem von einem jungen deutschen Kaufmann in Kamerun, der auf einer Expedition „schwere Grausamkeiten gegen Eingeborene“ begangen habe und vom Gericht freigesprochen wurde, da dieses „die Möglichkeit annahm, dass auch die

Wissen und zitierte dabei die anatomische Beschreibung des Gehirns von Malariapatienten aus Botho Scheubes *Krankheiten der warmen Länder*:

Die Gehirngefäße sind in der Regel ausserordentlich reich an Malariaparasiten. Die Gehirnrinde zeigt sich oft mehr oder weniger pigmentirt, schiefergrau oder chokoladenbraun, desgleichen die graue Masse des Marks. Bei der algiden Form der Malaria erscheint das Gehirn blass, blutleer, trocken und zähe.⁹⁷

So oder so ähnlich dürften auch die Hirnpräparate ausgesehen haben, die Albert Plehn, vormaliger Kameruner Regierungsarzt und mittlerweile Privatdozent für exotische Pathologie in Berlin, während seines Vortrag über „Hirnstörungen in den heißen Ländern und ihre Beurteilung“ auf dem zweiten Deutschen Kolonialkongress von 1905 seinem Publikum präsentierte. In diesem Referat zu einem nach den jüngeren „Kolonialskandalen“ hochaktuellen Thema legte Plehn ebenfalls den Nachdruck auf die Malaria als Ursache tropischer Straffälligkeit. Aus eigener Tropenerfahrung konnte er seinen Zuhörern berichten, dass es in den Kolonien immer wieder zu den „psychologisch unverständlichsten“⁹⁸ Gewalttaten komme. Da gäbe es Schießereien aus nichtigem oder ohne jeden Anlaß, wilde Prügeleien oder die missbräuchliche Verwendung zierlicher gedrehter Nilpferdpeitschen, deren Tragen die Kolonialverwaltung nicht ohne Grund verboten habe. Es sei klar, „dass die Äußerungsformen dieser als ‘Tropenkoller’ bezeichneten hochgradigen nervösen Überreiztheit sich auf gefährlichen kriegerischen Expeditionen in weniger unschuldiger Weise äussert. Sie werden hier keine Details erwarten.“⁹⁹ Gleichsam als organisches Substrat dieser Vergehen führte Plehn seinen Zuhörern und Zuschauern einige Gehirnpräparate an der Malaria verstorbener Patienten vor. Er wies sein Publikum auf die ausgedehnten „Parasitenembolien“¹⁰⁰ in der Hirnrinde hin, buchstäbliche Verstopfungen der Hirngefäße durch die Malariaparasiten und ihre Zersetzungsprodukte. Im fortgeschrittenen Stadium könnten solche Embolien zu Sprachstörungen, Delirien und Halluzinationen führen: „Das klinische Bild ist [...] bei subakutem Verlauf das einer rasch fortschreitenden Paralyse.“ Es sei daher kaum zu bezweifeln, dass die Malaria in ihrem Anfangsstadium auch leichtere Störungen der Geistestätigkeit verursachen könne: „Man beobachtet da: eine beträchtliche Wichtigkeitsüberschätzung der eigenen Person; unmotivierte Reizbarkeit; eine übertriebene persönliche Empfindlichkeit mit dem deprimierenden Gefühl, verkannt, unterschätzt, beeinträchtigt, chikaniert, verfolgt zu werden. Die krankhafte Besorgnis vor Giftmord durch Eingeborene spielt da ein spezielle Rolle.“¹⁰¹ Für Plehn stand deshalb fest, dass in den Tropen begangene Straftaten „milder“ beurteilt werden müssten, „wenn der Übeltäter zur Zeit seines Deliktes an Fieber litt, oder wenn im Laufe der nächsten 24 bis 48 Stunden Fieber bei ihm festgestellt wurde.“ Bei „logisch und psychologisch“ schwer erklärlichen Vergehen sei damit zu rechnen, „dass eine wirkliche geistige Erkrankung zu Grunde liegt, und zwar höchstwahrscheinlich infolge von Malaria;

begangenen Grausamkeiten unter dem unter dem Einflusse der zweifellos bestehenden Malariainfektion begangen waren“ (Ziemann, „Bleibende Wahnideen nach Malaria-Fiebrerdelirien, S. 502).

⁹⁷ Scheube, *Die Krankheiten der warmen Länder* (1896), S. 108.

⁹⁸ A. Plehn, „Hirnstörungen in den heißen Ländern“ (1906), S. 249.

⁹⁹ A. Plehn, „Hirnstörungen in den heißen Ländern“, S. 251.

¹⁰⁰ A. Plehn, „Hirnstörungen in den heißen Ländern“, S. 255.

¹⁰¹ A. Plehn, „Hirnstörungen in den heißen Ländern“, S. 255.

vielleicht auch infolge von anhaltender intensiver Besinnung. Wieweit trotzdem doch noch Verantwortlichkeit besteht, muss die sorgfältige Prüfung jedes einzelnen Falles ergeben.“¹⁰²

Neu an Plehns Vortrag war also nicht so sehr die Theorie der Malariapsychosen sondern eine gewisse Undeutlichkeit darüber, ob vielleicht die „intensive Besinnung“ und andere Wirkungen des Tropenlebens auf das Nervensystem auch *ohne* Fieber die Zurechnungsfähigkeit mindern konnten. So kam Plehn im Verlauf seiner Ausführungen auch auf das Krankheitsbild der „Tropenneurasthenie“ zu sprechen, welches durch „Überhitzung“, Schlaflosigkeit, Verdauungsstörungen und „gemütliche Depressionen“ entstehe:

Es handelt sich dabei, soweit die psychischen Funktionen in Mitleidenschaft gezogen werden, um *einen Zustand erhöhter Anspruchsfähigkeit und beschleunigter Reizleitung im Zentralnervensystem*, dessen besondere Eigenart noch darin liegt, dass die hemmenden Einflüsse der Grosshirnrinde, soweit sie aus Reflexion und Kritik hervorgehen, oft in bedenklichem Maße ausgeschaltet werden.¹⁰³

Mit der „Grosshirnrinde“ steht hier wie bei den „Parasitenembolien“ der Malaria die handlungskontrollierende Instanz des menschlichen Hirns im Mittelpunkt der medizinischen Aufmerksamkeit: Werden die kortikalen Funktionen von „Reflex und Kritik“ beeinträchtigt und ihre „hemmenden Einflüsse“ ausgeschaltet, kann es zu „reflektorisch ausgelösten Handlungen“ und Brutalitäten kommen, für die der Täter nicht verantwortlich ist – womöglich auch ohne den Einfluss des Fiebers.¹⁰⁴ Im Namen der „Tropenneurasthenie“ öffnet sich hier also eine gewisse Unbestimmtheitszone der Zurechnungsfähigkeit, die in anderen medizinischen Texten noch weiter gefasst wurde. Vielleicht hatte ja auch Ludwig Külz bei in seinem anekdotischen „Tropenkoller“-Bekenntnis eine solche „beschleunigte Reizleitung“ im Sinn, als er feststellte, der einmal gefasste Gedanke an einen Anschlag auf sein Leben sei ihm im Kopf „haften“ geblieben?

Bemerkenswert ist dies auch deshalb, weil der Neurasthenie um die Jahrhundertwende in Deutschland selbst nur selten eine forensische Bedeutung zugemessen wurde. „Im Gegensatz zu den anderen ‘grossen’ Neurosen, der Epilepsie und der Hysterie“, so heißt es in einem Übersichtsartikel im *Archiv für Psychiatrie* von 1914, „kommt die Neurasthenie vor dem gerichtlichen Forum nur sehr selten zur Wertung ihrer Bedeutung für die Unzurechnungsfähigkeit.“¹⁰⁵ Der maßgebliche § 51 des Strafgesetzbuches des Deutschen Reiches knüpfte die Unzurechnungsfähigkeit von Delinquenten an eine krankhafte Störung der Geistesfunktionen, die für den Tatzeitpunkt eine freie Willensbestimmung ausschloss. Die Unzurechnungsfähigkeit war also juristisch an den Begriff der Geisteskrankheit gekoppelt und damit an pathologische Veränderungen des Denkens, Fühlens, Wollens und der Wahrnehmung (Psychosen, Halluzinationen, Paranoia etc.). In der psychiatrischen Fachliteratur wurde die

¹⁰² A. Plehn, „Hirnstörungen in den heißen Ländern“, S. 257.

¹⁰³ A. Plehn, „Hirnstörungen in den heißen Ländern“, S. 250 (Die kursivierte Passage ist im Original gesperrt gedruckt).

¹⁰⁴ Plehn, „Hirnstörungen in den heißen Ländern“, S. 251. Später in seiner Vortrag spricht Plehn von einem psychologisch völlig unverständlichen Tötungsversuch französischer Offiziere an eigenen Kameraden, der sich nicht durch „tropische Neurasthenie“ erklären lasse (S. 256).

¹⁰⁵ Mönkemöller, „Die forensische Bedeutung der Neurasthenie“ (1914), S. 273.

Neurasthenie zwar verschiedentlich als eine mögliche Vorstufe von Geisteskrankheiten beschrieben,¹⁰⁶ in der Gerichtspraxis aber kaum in dieser Weise zu Geltung gebracht.

Im tropisch-kolonialen Kontext war das etwas anders. Wie gesehen gingen die Tropenmediziner in der deutschen Kolonialzeit so gut wie einmütig davon aus, dass praktischer *jeder* Europäer bei einem längeren Aufenthalt in den Tropen mit neurasthenischen Erscheinungen zu tun bekomme. Auch „Tropenkoller“-Skeptiker wie Mense und van Brero erklärten, dass sich eine „gewisse nervöse Reizbarkeit“¹⁰⁷ bei allen Weißen in den Tropen bemerkbar mache und die „Neurasthenie, was ihre Frequenz betrifft“ dort von sehr viel größerer Bedeutung sei als in der gemäßigten Zone.¹⁰⁸ Immer wieder war metaphorisch von dem „Boden“¹⁰⁹ der Neurasthenie die Rede, *auf* dem und *aus* dem heraus sich in den Tropen auch Geisteskrankheiten bzw. Psychosen entwickeln könnten. Praktisch alle medizinischen Texte zu diesem Thema laufen auf die Feststellung hinaus, dass ein längerer Aufenthalt in den Tropen an sich schon einen nervösen Ausnahmezustand darstelle, der sich jederzeit ins Pathologische *steigern* könne. Dementsprechend bildete sich nach 1900 auch ein kleiner Kanon von medizinischen Fallgeschichten und Gerichtsgutachten heraus, in denen eine Eskalation von Nervenleiden zu regelrechten „tropischen Psychosen“¹¹⁰ beschrieben wurde. So schilderte Albert Plehns Bruder Friedrich 1895 den Fall des Gouvernementsbeamten B., der nach einem längeren Tropenaufenthalt in Südamerika bereits „hochgradig neurasthenisch“ in der deutschen Kolonie in Kamerun eingetroffen sei. Dort hatte Herr B. das Pech, zum Zeugen der Beschießung des Gouvernementsgebäudes durch die aufständischen Dahomey-Soldaten zu werden, die damit auf Auspeitschung ihrer Frauen unter dem Befehl des Vizegouverneurs Leist reagierten. Unter dem Eindruck der Kampfhandlungen steigerte sich B.s Nervosität laut Plehn zu einem „Krankheitsbild von psychiatrischem Interesse“. Der neurasthenische Beamte entwickelte paranoide Wahnvorstellungen und Halluzinationen, unter deren Einfluss er „bewaffnete Neger aus den Zimmerecken auf sich losspringen“ sah.¹¹¹ Wäre sein Patient in diesem Zustand straffällig geworden, hätte ihm Plehn als Gutachter in einem Gerichtsverfahren wohl seine Unzurechnungsfähigkeit attestieren müssen. Zugleich und in einem gewissen Widerspruch zu seiner Bemerkung, dass der „Tropenneurasthenie“ bei der Beurteilung solcher Fälle noch nicht die „gebührende Achtung ärztlicherseits“ zuteil geworden sei, stellte Plehn in einem anderen Kapitel seines Buches fest, dass „Alterationen der geistigen und moralischen Eigenschaften des Menschen unter dem alleinigen Einfluss klimatischer Verhältnisse zu leugnen“¹¹² seien.

¹⁰⁶ Vgl. die Ausführungen zur Neurasthenie im Artikel von M. Probst, „Die Ursachen der Geistesstörungen und ihre Bewertung vor Gericht“ (S. 47-48) und den Abschnitt „Die Neurasthenie“ von Wilhelm Strohmayer (S. 862-878) im zweiten Band des Handbuchs *Forensische Psychiatrie* von 1910.

¹⁰⁷ Mense, *Tropische Gesundheitslehre*, S. 22.

¹⁰⁸ Van Brero, „Die Nerven- und Geisteskrankheiten in den Tropen“, S. 210.

¹⁰⁹ Mönkemöller, „Die forensische Bedeutung der Neurasthenie“, S. 347. Vom „Boden“ der Neurasthenie sprechen u.a. Schütte, „Ätiologie“, S. 700; Strassmann, „Tropische Psychose“, S. 18; Däubler, Diskussionsbeitrag zur Akklimatisierungsfrage auf dem Kolonialkongress 1910, S. 337 („[W]ir wissen, dass Malariaerkrankungen stets Nervenaffektionen nach sich ziehen, und dass schon auf neurasthenischem Boden ernstere Nervenerkrankungen sich aufbauen können.“); Werner, „Geisteskrankheiten“, S. 689.

¹¹⁰ Mönkemöller, „Die forensische Bedeutung der Neurasthenie“, S. 347.

¹¹¹ F. Plehn, *Kamerun-Küste* (1895), S. 263.

¹¹² F. Plehn, *Kamerun-Küste*, S. 76.

Dass in ähnlichen Fällen klimatischen Faktoren auch forensisch eine entscheidende Bedeutung beigemessen wurden, zeigt ein Gutachten des Marinestabsarztes Dr. F. Fontane über den Unteroffizier G. von 1908.¹¹³ Der Angeklagte hatte während seines Dienstes in Südost-Asien einen Vorgesetzten mit einem Revolver bedroht und war nach seiner Versetzung auf ein anderes Schiff erneut durch Wutausbrüche und Morddrohungen gegen ranghöhere Offiziere auffällig geworden. Der Gutachter Fontane beschrieb G. als einen neurasthenisch disponierten jungen Mann, der beim Dienst auf dem Jangtse „wiederkehrende krankhafte Zustände des Nervensystems“¹¹⁴ entwickelt hätte. Als ursächliches Moment komme dabei „in erster Linie das Tropenklima“¹¹⁵ in Frage. Obgleich nicht dauerhaft und im eigentlichen Sinne geisteskrank, habe der Angeklagte an einem „akuten Verwirrtheitszustand mit Sinnestäuschungen“ gelitten, der eine Zurechnungsfähigkeit nach § 51 RStGB ausschließe. Fontane korrigierte damit das erste Gutachten eines lokalen Arztes, der bei G. zwar eine „reizbare Schwäche des Nervensystems (Neurasthenie)“ aber keine daraus resultierende „geistige Störung“ hatte feststellen können.¹¹⁶

Mit dem Fall des „Eisenbahndirektors X.“ in Deutsch-Ostafrika schließlich beschäftigte sich ein 1900 in der *Vierteljahresschrift für gerichtliche Medizin* abgedrucktes Gutachten von Professor Fritz Strassmann, einem führenden deutschen Psychiater und Gerichtsmediziner, über einen Fall „tropische Psychose“. Der Angeklagte X. hatte im September 1894 in Afrika mehrere schwarze Arbeiter angewiesen, einen ihm unliebsamen deutschen Landwirt zu ergreifen und gewaltsam aus dem Direktionsgebäude zu entfernen. Zu sieben Tagen Freiheitsentzug verurteilt, strebte X. daraufhin einen Revisionsprozess an. Dieser kam jedoch nicht zustande, denn inzwischen waren Hinweise auf eine mögliche „Geistesstörung“¹¹⁷ des Angeklagten bekannt geworden. Zeugen berichteten von Tobsuchtsanfällen und paranoiden Vergiftungsängsten des X., der angeblich erklärt hatte, der deutsche Kaiser werde ihn besuchen und zu seinen Gunsten intervenieren. Strassmann kam zum Schluss, dass sich bei X. in Afrika durch den Einfluss von Malaria und „auf dem Boden seiner Neurasthenie“ eine „acute Seelenstörung entwickelt“ habe; eine freie Willensbestimmung zum Tatzeitpunkt sei deshalb auszuschließen.¹¹⁸ Eine solche „neurasthenische Psychose“¹¹⁹ entziehe sich zwar der Einordnung in die gängigen Kategorien der Lehrbücher, sei unter den besonderen Umständen der Tropen aber durchaus denkbar. Auch hier also leitete die Vorstellungsfigur einer tropischen *Steigerung* der Neurasthenie zur Psychose die Feststellung der Unzurechnungsfähigkeit an.

Was nun haben diese Krankheitsbeschreibungen und Gerichtsgutachten mit den medizinischen Eigentlichkeitseffekten des „Tropenkoller“ zu tun? Wenn man die Texte von Plehn, Fontane, Strassmann und anderen mit der Versicherung der tropenmedizinischen Standardwerke vergleicht, dass der „Tropenkoller“ nicht existiere,

¹¹³ F. Fontane, „Gutachten über den Geisteszustand des G. Neurasthenische Psychose mit Erregungszuständen, Beeinträchtigungsideen und halluzinatorischer Verwirrtheit“ (1908).

¹¹⁴ Fontane, „Gutachten“ [Teil 2], S. 405; vgl. auch S. 403.

¹¹⁵ Fontane, „Gutachten“ [Teil 3], S. 23; vgl. auch S. 25.

¹¹⁶ Fontane, „Gutachten“ [Teil 2], S. 403.

¹¹⁷ Strassmann, „Über einen Fall tropischer Psychose“ (1900), S. 12.

¹¹⁸ Strassmann, „Über einen Fall tropischer Psychose“, S. 17f.

¹¹⁹ Strassmann, „Über einen Fall tropischer Psychose“, S. 10.

wird das Muster eine doppelten Codierung der tropischen Delinquenz erkennbar, die von Breros und Külz' Unterscheidung zwischen den Bösen und den Nervösen entspricht: Wurde der „Tropenkoller“ in der Medizin zu einem Namen für Charakterschwäche und Amoralität, die keine mildernden Umstände bedingten, so öffnete sich *zugleich* mit der „Tropenneurasthenie“ eine recht geräumige Zone des medizinischen Verständnisses für die tropische Delinquenz. Oft geschah dies sogar in denselben Kapiteln und Absätzen der einschlägigen Werke, in denen die Existenz des „Tropenkoller“ bestritten und zugleich ganz ähnliche Symptome der tropischen Neurasthenie zugeschrieben wurde.¹²⁰ Gerade weil dieselben Vergehen angeblich grundsätzlich verschiedenen Ursachen zugeschrieben werden konnte, ergab sich die Möglichkeit einer nuancierten Regulierung des Problems der tropisch-kolonialen Delinquenz: einer strengen tropenhygienischen Interpellation des ‚Charakters‘ im Namen des Tropenkollers *und* einer mildernden Beurteilung tropischer Strafen im Namen der Tropenneurasthenie.¹²¹ Offenbar brachte der populäre und zweifelhafte Begriff des „Tropenkoller“ die Fachwissenschaftler nicht dazu, über die Fiktionalität ihrer eigenen Begriffsbildungen nachzudenken. Im Gegenteil: Die Anführung des „Tropenkoller“ als unwissenschaftliches und nicht wirklich existentes Syndrom beglaubigte gerade die medizinische Rede von der „Tropenneurasthenie“.

Auch die Karriere dieses Leidens allerdings dauerte nicht allzu lange und endete in Deutschland ziemlich rasch mit dem Untergang des wilhelminischen Kolonialreiches. So veröffentlichte der Tropenarzt Dr. Poleck 1924 im *Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene* einen skeptischen Rückblick auf das Krankheitsbild der „sogenannten Tropenneurasthenie“ und das bislang verbindliche „Dogma“ einer „unbedingten speziellen Gefährdung des Nervensystems durch das Tropenklima“¹²². Man habe, so Poleck, den Begriff der Neurasthenie in der Vergangenheit wohl doch etwas zu inflationär gebraucht und auch nicht gut genug von den eigentlichen Geisteskrankheiten abgegrenzt. Er könne sich

des Eindrucks nicht erwehren, dass die bisherigen Schilderungen der Tropenneurasthenie bereits die ausgesprochenen Psychopathien abhandeln und unter den Erkrankten nicht nur nicht diejenigen genügend ausschließen, die die Kolonie als irgendwie Erschütterte, gar schon als Psychopathen betreten haben, sondern dass sie geradezu auf diese zugeschnitten sind. Im Zusammenhang mit der Auffassung von der schwächenden Wirkung des Tropenklimas stand auch die grundsätzliche Billigung des nur zu gern angenommenen Grundsatzes, dass der Weiße in den Tropen sich körperliche Leistungen nicht auferlegen und allenfalls bis zur Höchstgrenze von fünf Stunden geistig sich beschäftigen mag.¹²³

¹²⁰ Vgl. außer von Breros und Menses Text etwa auch Scheube, *Die Krankheiten der warmen Länder* (1903), S. 771. Scheube bestreitet dort die Existenz des „sogenannten Tropenkollers“ als Krankheit energisch und stellt ein paar Absätze später fest, dass „Geisteskrankheiten“ bei Europäern in den Tropen durch klimatische Umstände und Malaria viel häufiger vorkämen als in gemäßigten Klimaten. Ganz ähnlich das Argumentationsmuster in einem populärwissenschaftlichen Text des Militärarztes Leopold Sofer. Dieser erklärte 1908 die Existenz des „Tropenkoller“ für zweifelhaft, und sprach im folgenden Absatz über ein „anderes Nervenleiden in den Tropen“, die Tropenneurasthenie, die „sogar bis zum Wahnsinn“ führen könne (Sofer, „Tropenbiologie“, S. 24f.).

¹²¹ Es ist deshalb auch nicht erstaunlich, dass der Tropenkoller dem Status medizinischer Eigentlichkeit am nächsten kam in der an Laien gerichteten tropenhygienischen Ratgeberliteratur. Vgl. hierzu den Abschnitt „Die doppelte Wahrheit des Tropenkoller“ in Kapitel 1.

¹²² Poleck, „Tropenneurasthenie“, S. 195.

¹²³ Poleck, „Tropenneurasthenie“ (1924), S. 194. Zum raschen Verschwinden der tropischen Neurasthenie aus dem Repertoire der deutschen Tropenmedizin nach 1920 vgl. Bruchhausen, „Sind die ‚Primitiven‘ gestünder?“, S. 47.

Um 1920 wurde die „sogenannte Tropenneurasthenie“ selbst zu einem Krankheitsbild in Anführungsstrichen, um bald darauf ganz aus dem Vokabular und Wissensbestand der nachkolonialen deutschen Tropenmedizin zu verschwinden.

Die Tropen in kolonialen Anführungszeichen

In den Untersuchungen dieses und des vorangegangenen Kapitels ist deutlich geworden, dass der „Tropenkoller“ um 1900 eine Fülle unterschiedlicher diskursiver und rhetorischer Funktionen erfüllte, die sich schwer unter einen gemeinsamen Nenner bringen lassen. Im Zuge der kolonialen Triebpflege diente er der Stimulation und Regulierung sexuellen Begehrens; er konnte, wie in von Bülow's Roman, der Behauptung einer weiblichen Tropentauglichkeit dienen, einer doppelten Codierung der tropisch-kolonialen Delinquenz oder einer Pathologisierung des (deutschen) Kolonialismus im Rahmen ökonomischer, ideologiekritischer, politischer und moralischer Erwägungen. In der Poetik des kolonialen Wissens kam dem „Tropenkoller“ gerade aufgrund seiner unhintergehbaren Interdiskursivität eine besondere Funktion bei der Verknüpfung verschiedener am kolonialen Projekt beteiligten Diskurse zu, von der Tropenmedizin und Tropenhygiene bis hin zur Sexualwissenschaft, Psychiatrie, Politik und Literatur. Der „Tropenkoller“ lag nicht einfach an der Schnittstelle dieser Diskurse und Disziplinen, er stellte sie zugleich auch her. Dies geschah nicht im Sinne einer einfachen Konvergenz von Politik, Medizin und Literatur sondern jeweils fachspezifischer „Anschlusskommunikationen“¹²⁴: In der politischen Debatte wurde dem „Tropenkoller“ auf eine andere Weise und nach anderen Regeln Sinn gegeben, als in medizinischen Texten und Praktiken. Insofern der „Tropenkoller“ eine solche wechselseitige Verbindung und Stimulation der Wissensgebiete und Disziplinen erreichte, waren die Anführungszeichen, die ihm dies ermöglichten, tatsächlich *koloniale* Anführungszeichen: Fermente der Bildung eines interdiskursiven und interdisziplinären kolonialen Wissens.

Damit schließlich ist der „Tropenkoller“ auch ein treffender, ja eklatanter Ausdruck der grundlegenden kolonialen Überdeterminierung der pathogenen „Tropen“ im Allgemeinen. Es ist kein Zufall, dass gerade dem am meisten besprochenen tropischen Syndrom der deutschen Kolonialzeit sein Status als „Krankheit“ und damit seine Tropikalität schon zeitgenössisch fast systematisch abgestritten wurde. *Eigentlich*, so gaben die Sprecher und Autoren unterschiedlichster Provenienz und Profession immer wieder zu verstehen, waren eben nicht oder nicht in erster Linie die „Tropen“ für die so bezeichneten Verhaltensstörungen verantwortlich zu machen sondern Faktoren *anderer*, in der ein oder anderen Weise kolonial bedingter Natur. Seine kolonialen Anführungszeichen stellten den tropischen Charakter des „Tropenkoller“ so immer wieder infrage. Es ist deshalb an der Zeit, sich noch etwas genauer mit einem Syndrom des deutschen und europäischen Nervenlebens in der kolonialen Fremde zu beschäftigen, dessen spezifisch tropischen Ursachen um 1900 von keinem, dem darüber ein medizinisches Urteil zugetraut wurde, bezweifelt wurden: der tropischen Neurasthenie.

¹²⁴ Pethes, „Poetik/Wissen“, S. 369.